lliche Bibliothek
Regensburg

Paed. 510

Paedag. 510

Erster Unterricht
in der
Sittenlehre
für
Kinder
von acht bis zehn Jahren.

Von

C. G. Salzmann.

Schnepfenthal
in der Buchhandlung der Erziehungs-Anstalt
1803.
(Preis 18 Gr. Sächs.)

Vorbericht.

Der Zweck dieses Buchs ist aus dem Titel zu ersehen. Wenn die Kleinen, für welche es bestimmt ist, an Lesung desselben Vergnügen finden, wenn sie dadurch zur Kenntniß der ihnen obliegenden Pflichten gebracht, und zu Erfüllung derselben geneigt gemacht werden: so ist dieser Zweck erreicht.

Würde ihnen nun dieß Buch, wie ein anderes, das bloß zur Unterhaltung bestimmt ist, in die Hände gegeben: so würde es schwerlich die erwünschte Wirkung thun. In der ersten Woche würde es begierig gelesen werden, die kleinen Leser würden daran Vergnügen finden, und von dem guten Herrn Amtmann, Herrn Ehrenfried, Frau Hedwig, Herrn Tillmann, Dreyfuß u. d. g. viel zu erzählen wissen: aber die nächsten Wochen? da würde ihnen das Buch schon weniger lieb seyn; in den folgenden Wochen würden sie es zu den Büchern stellen, die von ihnen

meh=

mehrere Mahle gelesen würden, und nun als verbraucht angesehen werden. Und die Lehren, die in die Erzählungen gehüllt sind? würden von ihnen wenig oder gar nicht bemerkt werden, und daher wenig Wirkung thun.

Daher wünsche ich, daß dieß Buch unter dem Beschlusse der Aeltern, oder des Lehrers bleibe; daß es täglich herbeygehohlt, ein Stück davon von den Kindern vorgelesen, und darüber mit ihnen eine Unterredung angestellt werde. Dadurch wird das Vergnügen, welches das Lesen gewährt, verlängert, das Urtheil über die geschilderten Handlungen und vorgetragenen Grundsätze den Kindern entlockt, da, wo es nöthig ist, berichtigt, und auf diese Art täglich zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung, der Erwachsenen mit den Kindern, Gelegenheit gegeben, welches für beyde sehr wichtig ist.

Schnepfenthal im April 1803.

C. G. Salzmann.

Erster Abschnitt.

Herr Ehrenfried wurde von allen, die ihn kannten, geliebt und geschätzt. Er meinte es mit allen Menschen gut, kränkte niemanden, und freute sich gar herzlich wann er Gelegenheit fand jemanden gefällig zu seyn. Wollten die Nachbaren sich zanken: so ermahnte er sie zum Frieden; fing ein junger Mann seine Haushaltung an: so gab er ihm guten Rath wie er sie einrichten sollte; wurde jemand krank: so schickte er ihm Erquickung; fand er Arme, die sich nicht nähren konnten: so verschaffte er ihnen Arbeit. Wer wollte einen solchen Mann nicht lieben und hochschätzen?

Früh stand er auf, und brachte den größten Theil des Tages mit Arbeit zu. War diese geendigt: so ging er des Abends in seine Familienstube, um da sich aufzuheitern. Da kam denn seine liebe Frau, Hedwig hieß sie, ihm mit freundlichen Blicken entgegen, stellte ihm seine Kinder, Heinrich, Julie und Karl vor, und hielt ihm den lächelnden Säugling Conrad entgegen. Die ältern Kinder umarmten dann den guten Vater und zogen ihn zu sich an den Tisch, den die liebe Mutter zwar mit wenigen aber mit gesunden und wohlschmeckenden Speisen besetzt hatte. Waren diese verzehrt: so mußte denn der liebe Vater immer etwas erzählen. Die Kinder schmiegten sich an ihn, und hörten begierig zu, bis das Zufallen der Augenlieder sie erinnerte, daß es Zeit sey, sich der Ruhe zu überlassen.

Einst hatte Herr Ehrenfried ihnen auch etwas von seinen Großältern erzählt, und sie dann zur Ruhe gebracht. Noch ein Mahl sah er nach ihnen, ehe er sich selbst nieder-

legte. Da lagen sie alle im süßen Schlafe mit rothen Backen, und ruhiger Miene. Geschwind lief er zu Hedwig, und rief sie, daß sie ihre Kinder sehen sollte. O sieh, sprach er, gute Mutter: deine lieben Kinder! wie sie so sanft ruhen! wie gesund ihr Schlaf ist! wie viele tausend Kinder werden sich jetzo unruhig umherwerfen und nicht einschlafen können! wie viele werden sich winden vor Schmerzen, und deine Kinder schlafen so ruhig! Dieß haben sie dir zu danken, sagte Hedwig. Und dir, gute Mutter! sagte Ehrenfried.

Ruhet immer so sanft, sagten beyde, und überließen sich dann selbst der Ruhe.

Aber ach! lange hatten sie nicht geruhet: so wurden sie beyde aufgeschreckt. Was war dieß? fragte Hedwig ängstlich. Puff! da geschah wieder ein Kanonenschuß. Zugleich wurde auch auf den Thürmen gestürmt. Es ist Feuer! rief Ehrenfried.

Feuer! schrie Hedwig, beyde sprangen sogleich aus ihren Betten, und warfen sich in die Kleider.

Hedwig zog den Vorhang des Fensters zurück, da sah sie eines der nächsten Häuser in hellen Flammen stehen.

Sie schrie laut auf: wir sind verloren! und alle ihre Glieder zitterten. Auch Ehrenfried war erschrocken.

Bald aber faßte er sich, ergriff die Hand seines Weibes und sagte: Hedwig! willst du mich hören?

Ach ja! ach ja! antwortete sie.

Wir sind verloren! fuhr er fort, wenn wir uns vom Schrecken überwältigen lassen. Wir werden dann alles verkehrt anfangen, alles den Flammen überlassen. Wenn wir aber ruhig nachdenken, was wir zu thun haben; so werden wir vieles, vielleicht alles retten können. Willst du dieß thun? willst du ruhig seyn?

So viel ich kann, sagte Hedwig.

Gut! fuhr Ehrenfried fort, so überlege; was ist dir unter allen deinen Sachen das liebste?

Meine Kinder! sagte sie.

So gehe hin, sprach Ehrenfried, und wecke sie! aber ja fein sanft! erschrecke sie nicht durch Geschrey und Klagen; sie könnten von großem Schrecken eine Krankheit bekommen.

Da faßte sich denn Hedwig, weckte sanft ihre Kinder, und ermahnte sie, sich anzuziehen. Es brenne in der Stadt, sagte sie, und es wäre doch gut wenn man in solchen Fällen munter wäre.

Herr Ehrenfried dachte indessen auch nach, was er am ersten retten müsse, suchte sein Geld zusammen, und schüttete es in einen großen Beutel. Dann nahm er seine Papiere, und legte sie in eine Kiste. Als er noch damit beschäftiget war, hörte er unten im Hause einen Lärmen.

Was gibts? rief er zur Thür hinaus. Es sind Leute da, antwortete eine männliche Stimme, denen sie Gutes gethan haben, diese Leute wollen Ihnen in der Noth beystehen. Wir wollen retten was wir können! retten wollen wir, riefen viele.

Gut! ich danke! ich danke! war Ehrenfrieds Antwort. Ehe ihr aber noch rettet: so seyd fein ruhig, und denket nach, wie ihr retten wollt. Meister Kilian! ihm gebe ich das Zimmer Nummer 1. räume er es fein ordentlich aus; Meister Semproonius sorgt für dieses Zimmer No. 2. Meister Herrmann läßt No. 3. ausräumen, und Gevatter Balthaser thut mir die Gefälligkeit und geht auf den Anger, und bewacht die Sachen, die dorthin geschafft werden sollen.

Die Kinder packten auch ein, Karl sein Kegelspiel und Damenbret, Heinrich seine Bücher und seinen Farbenkasten, und Julie alle das kleine Küchengeräthe, das ihr die Großmutter am verflossenen Weihnachten geschenkt hatte.

Kaum waren sie mit Einpacken fertig: so trat hastig eine Frau ins Zimmer, und legte alles bedachtsam in einen Tragekorb.

Wo will sie mit diesen Sachen hin? fragte Hedwig.

Auf den Anger will ich es tragen, wohin die übrigen Sachen geschafft werden.

Sie ist doch, sagte Hedwig, eine recht gefällige Frau.

Gefällig? fuhr die Frau fort, gefällig? ich thue ja nur meine Schuldigkeit. Haben Sie mir, da ich vor drey Jahren am Tode lag, nicht das Leben gerettet? Haben Sie nicht mich und meine Kinder mit Essen und Trinken versorgt? Haben Sie nicht die Arzeneyen bezahlt, die ich bekam? Einer solchen Frau muß man durchs Feuer laufen.

Mit diesen Worten nahm sie ihren Korb und ging fort.

Herr Ehrenfried ging auch fort, um zu sehen ob das Feuer sich nähere, damit er seine Lieben retten könne, ehe das Haus von der Flamme ergriffen würde.

Unterdessen war Hedwig mit ihren Kindern in großer Bangigkeit. Vielleicht, dachte sie, habe ich mit meinen Kindern das letzte Mahl in diesem Hause geschlafen, wo ich so viele vergnügte Tage hatte. Die Thränen rollten ihr über die Backen, die sie

gern

gern vor ihren Kindern verborgen hätte, aber doch nicht verbergen konnte.

Hundert Fragen thaten die Kinder wohl an sie. Wo werden wir wohnen, wenn unser Haus abbrennt? Wo wollen wir kochen? Wo bekommt denn der Vater ein anderes Waarenlager her? u. dgl. Am Ende fingen sie alle an bitterlich zu weinen. Da — da trat der Vater herein. Beruhigt euch, lieben Kinder! sagte er, wir sind gerettet. Das Feuer ist glücklich gelöscht. Wir behalten unser Haus, unsere Küche, Schlafzimmer, Stallung und Garten — alles behalten wir. Alles? fragten alle.

Alles! war des Vaters Antwort. Und wißt ihr wohl, fuhr er fort, wem wir diese Rettung zu danken haben? Hier diesem braven Manne!

Hier stellte er seiner Familie einen Mann vor, dessen Kleider von Wasser durchnäßt waren, und dessen Glieder vor Kälte starrten.

Dieß ist der Herr Amtmann Siegfried! sagte er. Hätte dieser wackre Mann

nicht

nicht gethan: so stünde jetzo unser Haus in Flammen, und wir müßten flüchten, wohin wir könnten. Der hat aber vor den Riß gestanden, das Haus, das zunächst an das brennende Haus gränzte, ließ er niederreissen, und half selbst mit. Zehn Feuerspritzen ließ er herbeyführen, ermunterte die Leute Wasser herbey zu tragen, regierte selbst bisweilen den Schlauch einer Spritze; versprach — Ach ich bitte Sie, sagte der Amtmann, schweigen Sie doch und machen Sie nicht so viel Aufhebens davon, daß ich gethan habe, was jeder rechtschaffene Mann zur Zeit der Noth thun muß.

So will ich schweigen, sagte Herr Ehrenfried, aber meine liebe Frau, schaffe nur gleich Kleider herbey, daß dieser wackre Mann sich umkleiden kann.

Hedwig sprang sogleich auf um sie zu suchen, der Amtmann hielt sie aber bey der Hand und sagte: bleiben Sie! bleiben Sie! ich werde mich nicht umkleiden.

Nicht umkleiden? fragte Hedwig. Sie können ja das kalte Fieber bekommen, wenn

Sie

Sie in dieser nassen Kleidung bleiben. Da lachte der Amtmann und sagte: tausend andere würden das Fieber, oder wohl gar den Tod davon haben, wenn sie in dieser nassen Kleidung blieben. Mir schadet sie nicht. Ich kenne meinen Körper, und weiß, was er aushalten kann. Soll ich ja um etwas bitten, so ist es, daß Sie mir warmes Bier machen lassen.

Wie ein Pfeil schoß Hedwig nach der Küche, Julie folgte ihr. Die Magd bekam die nöthigen Aufträge. Soglcich loderte die Flamme auf dem Heerde unter einem Topfe mit Bier, zu welchem Milch und Eyer gethan wurden. Nach einer Viertelstunde stand das warme Bier da. Der Amtmann genoß es, und versicherte daß es ihm besser schmecke als vornehmen Leuten, die nichts gearbeitet hätten, ihre Leckerbissen.

Unterdessen standen die Kinder alle um diesen wackern Mann, und betrachteten ihn vom Kopfe bis auf die Füße. Heinrich war so dreist, daß er seine Hand faßte und ihn

frag=

fragte: aber woher kommt es denn, lieber Herr Amtmann! daß Ihnen die nasse Kleidung nichts schadet?

Das will ich dir sagen, lieber Kleiner! antwortete der Amtmann, von meiner Kindheit an habe ich meinen Körper abgehärtet. Da ich so ein kleiner Bursche war, wie du, da wußte ich nichts von Federbetten. Ein Strohsack war mein Unterbette. Mit einer leichten, mit Wolle durchnähten Decke bedeckte ich mich. Mein Vater führte mich täglich aus, es mochte schneyen oder regnen, frieren oder die Sonne scheinen. Des Morgens, wann andere Kinder Kaffee schlürften, bekam ich ein Butterbrot oder ein Glas Milch. Sieh! lieber Kleiner! dadurch ist mein Körper fest geworden und kann Strapatzen aushalten. Hätte ich mich nicht so abgehärtet: so könnte ich jezo von der Erkältung eine Krankheit bekommen. Ein weichlicher Mann, dessen Körper nicht abgehärtet ist, der ist nur ein halber Mann.

Gute Nacht! lieben Leute, jung und alt, schlaft alle wohl, und erholet euch von

Eurem Schrecken! Ich danke für das warme Bier!

Herr Ehrenfried gab sich viele Mühe ihn zu bereden, daß er in seinem Hause schliefe; es half aber nichts, der wackre Mann drückte ihm die Hand und eilte nach Hause.

Jetzo ging Ehrenfrieds erste Sorge dahin, daß er die Sachen, die man aus dem Hause geschafft hatte, wieder hereinbrächte, dann führte er seine Kinde wieder zur Ruhe, und überließ sich selbst noch ein Paar Stunden dem Schlafe.

Zweyter Abschnitt.

Kaum war Heinrich den andern Morgen aufgestanden, so gieng er zum Vater und sagte: Vater ich habe eine Bitte an dich, du darfst sie mir aber nicht abschlagen.

V. Wie heißt deine Bitte?

H. Laß mir einen Strohsack machen, daß ich darauf schlafe.

V. Wie kommst du denn auf diese Einfälle?

H. Ich möchte gern nicht ein halber Mann seyn, sondern ein ganzer Mann werden, wie der Herr Amtmann.

V. Und warum denn dieß?

H. Daß ich den Leuten auch beystehen kann, und sie retten, wenn sie in Gefahr sind.

V. Gieb mir die Hand, Heinrich, du bist ein wackrer Bursche. Du sollst nicht nur einen Strohsack haben; sondern ich will dir auch noch mehr Gelegenheit dich abzuhärten verschaffen, als du bisher hattest.

Kaum hatte Heinrich diese Versicherung von seinem Vater bekommen: so lief er fort zu seinen Geschwistern und sagte: Karl! Julie! wißt ihr etwas Neues? der Vater läßt mir einen Strohsack machen.

Sogleich gingen Karl und Julie auch zum Vater, und baten ihn er möchte ihnen

auch

auch Strohsäcke machen lassen, und der Vater versprach, daß er es thun wolle. Darüber freueten sich die Kinder herzlich.

Auf diese Freude folgten aber mancherley Unannehmlichkeiten, die die ganze Familie mißvergnügt machten. Heinrich und Karl sollten nun zur Schule gehen, und konnten ihre Hüte nicht finden. Sie fanden sie endlich, nachdem Vater und Mutter ihnen hatten suchen helfen, nach einer halben Stunde; aber nun kamen sie zu spät in die Schule und mußten Verweise erwarten.

Herr Ehrenfried ging zu seinem Schreibeschranke, um da zu arbeiten, da fehlte aber fast alles, was er zu seiner Arbeit nöthig hatte; die Briefe, die er beantworten sollte, waren nicht da, und die Bücher, in welche er verschiedenes einzutragen hatte, konnte er nicht finden. Es kamen Leute, welche die Rechnungen bezahlt haben wollten, die sie ihm gestern überbracht hatten, und diese waren verlegt. Statt zu arbeiten, mußte der liebe Mann suchen, und,

da der Vormittag vorbey war, hatte er zwar viel gesucht, aber nichts gearbeitet.

Seiner lieben Frau gieng es nicht besser. Auch sie mußte die Zeit mit Suchen zubringen. Da z. E. der Tisch gedeckt werden sollte, waren die Servietten verlegt, die Teller waren nicht da, und die silbernen Löffel fehlten. Nach vielem Suchen fand sich zwar alles wieder, aber das Suchen hatte doch so viele Zeit weggenommen, daß man eine halbe Stunde später als gewöhnlich speisen mußte.

Jetzo wurde das Zeichen gegeben, daß die Familie zur Mahlzeit kommen sollte. Sie kam, aber gar nicht so heiter, wie sie sonst zu seyn pflegte. Die Kinder waren mürrisch, die Mutter machte ein finsteres Gesicht, und Herr Ehrenfried hatte auf seiner Stirne, bis zur Nasenwurzel, eine tiefe Runzel. Die Leutchen, die sonst so freundlich und gesprächig waren, wann sie zu Tische kamen, saßen jetzt ganz stumm da, und die Suppe wurde verzehrt ohne daß man ein Wort sprach.

End-

Endlich unterbrach Herr Ehrenfried das Stillschweigen und sagte: so einen unangenehmen Vormittag, wie heute, habe ich lange nicht gehabt. Alle meine Sachen sind in Unordnung, nichts ist an dem Platze für den es bestimmt ist. Ich wollte arbeiten und habe die Zeit mit Suchen zubringen müssen.

Wenn ich viele solche Vormittage, wie heute haben sollte, sagte Hedwig! so hielte ich es nicht lange aus. Meine gute Laune hat mich ganz verlassen. Was ich nur haben wollte, das mußte ich suchen.

Die Kinder stimmten in die Klage ein und sagten, daß sie gar nicht wüßten, wo ihre Bücher und ihr Spielzeug wären.

Nun, sagte Herr Ehrenfried, die Klagen helfen alle zu Nichts. Wenn wir wieder vergnügt zusammen leben wollen: so müssen wir halt unsere Sachen wieder in Ordnung bringen, und jeder Sache einen bestimmten Platz anweisen, wo wir sie finden können, so oft wir sie nöthig haben.

Ich dächte, es wäre gut wenn wir heute gar nichts thäten, als daß wir die Sachen, die in der vorigen Nacht unordentlich unter einander geworfen wurden, wieder an die gehörigen Plätze brächten.

Gerne Gerne, sagte Hedwig, will ich mithelfen, weil ich nicht froh werde, so lange ich Unordnung um mich sehe.

Sobald der Tisch abgeräumt war, wurde Anstalt gemacht, alles wieder in Ordnung zu bringen. Herr Ehrenfried nahm zu seinem Gehülfen Heinrichen, Julie mußte der Mutter beystehen, und Karl, weil er noch zu klein war, als daß er etwas hätte helfen können, wurde in die Schule geschickt.

Ehe Hedwig noch ihr Geschäfte anfing, hielt sie erst eine kleine Anrede an ihre Tochter. Julie! sagte sie, du hast heute gesehen, was die Unordnung für eine schlimme Sache ist. Man wird dabey nicht froh. Man bringt nichts zu Stande. Wenn man arbeiten will, so fehlt es bald an diesem, bald an jenem, und die Zeit, in wel-

cher man arbeiten könnte, muß man mit Suchen zubringen. Willst du also deines Lebens froh werden, so gewöhne dich zur Ordnung. Wenn du etwas neues bekommst, so überlege allemal, was es für einen Platz haben soll. Hast du es gebraucht, so lege es oder stelle es wieder dahin. Dann kannst du es, so oft du es brauchst, im Dunkeln finden.

Jetzt gib Achtung wie man seine Sachen ordnen muß! Hier dieser Schrank ist zum Tischzeuge, dieser zur Leibwäsche, dieser zu Kleidungsstücken, dieser zu Porzellan und Silberwerk bestimmt. Damit du es merken kannst, so will ich an jeden einen Zettel stecken, auf welchen geschrieben ist, was in den Schrank kommen soll. Hier stecken die Zettel. Tischzeug, Leibwäsche, Kleidungsstücke, Porzellan und Silberwerk. Nun wollen wir anfangen, die Kisten auszupacken. So oft du etwas herausholst, so lege es vor den Schrank, für welchen es gehört. Findest du etwas, das für keinen von

diesen Schränken paßt, so stelle es in diesen Winkel.

Jetzt nahm das Auspacken seinen Anfang, und Julie freuete sich nicht wenig, daß sie für jede Sache den bestimmten Platz zu finden wußte. Hedwig freuete sich auch daß sie ihre Sachen wieder gehörig ordnen konnte.

Am Ende gab es aber doch wieder einen Verdruß. In der einen Kiste fand Hedwig ihre besten Meißner Tassen in Stücken gebrochen: weil man in der Verwirrung ein Dutzend zinnerne Teller dazu gepackt hatte. Sieh! sagte sie, liebe Julie! was bey der Unordnung herauskommt. Diese Tassen hätte ich mein Lebelang haben können, wenn sie immer an dem Platze gewesen wären, der für sie bestimmt ist. Da sie aber an den unrechten Platz, zu den zinnernen Tellern gepackt wurden: so sind sie auf ein Mahl zu Grunde gerichtet. Du glaubst nicht was die Unordnung für Schaden thut. Die Kleider werden beschmutzt, die Wäsche befleckt, das Porzel-

lan zerbrochen, alles wird verderbt, wenn man es an Oerter legt und stellt, wohin es nicht gehört.

Gegen sechs Uhr Abends hatte Hedwig die Freude alle ihre Sachen wieder in Ordnung zu sehen.

Herr Ehrenfried hatte auf seiner Schreibstube die alte Ordnung wieder hergestellt.

Dessen ungeachtet kam er nicht so heiter zu Tische, wie er sonst gewohnt war. Er hatte eine Runzel auf seiner Stirn. Hedwig strich ihm die Stirn und sagte: was soll diese böse Runzel hier lieber Mann? Freuest du dich denn nicht, daß wir noch hier in unserm Hause zusammen seyn können? daß deine lieben Kinder alle noch gesund sind? Bist doch nicht böse auf mich, lieber Vater? fragte Karl.

Lieben Kinder! antwortete Ehrenfried, ich bin auf niemanden von euch böse. Ich freue mich herzlich, daß wir jetzo wieder ruhig beysammen seyn können, daß alles wieder in Ordnung ist. Woher aber diese Runzel kommt? kann ich euch nicht

sagen. Vielleicht kommt sie daher: weil ich diese Nacht nicht ausgeschlafen habe.

So wurde die Abendmahlzeit eingenommen ohne daß man viel sprach: den Kindern fielen, weil sie die vorige Nacht im Schlafe waren gestört worden, die Augen zu, und die Erzählungen blieben dießmal weg: weil Herr Ehrenfried keine Lust hatte zu sprechen, und die Kinder keine Lust zeigten etwas zu hören.

Alles ging bald zur Ruhe, und suchte den Schlaf, der sich auch bald einfand: weil alle sehr ermüdet waren.

Dritter Abschnitt.

Heinrich erwachte den folgenden Tag zuerst, und suchte in der Kammer, die ihm sein Vater eingeräumt hatte, auch mehr Ordnung einzuführen. Er übersah alle die Sachen, die ihm gehörten, und bestimmte einen

nen Platz für Bücher, einen andern für Schreibematerialien, einen dritten für Bilder, einen vierten für Kleidungsstücke, einen fünften für Spielwerk und einen sechsten für allerley. Nun fieng er an jede Sache an den Platz zu bringen, den er ihr bestimmt hatte. Dann kehrte er die Stube aus, und schaffte alle Papiere, Späne u. d. g. was unordentlich umhergelegen hatte, weg. Hierauf rief er seinen Vater, und bath ihn, mit in seine Kammer zu kommen. Er kam und seine Stirn wurde auf ein Mahl heiter, da er die Ordnung sah, in welche Heinrich alle seine Sachen gelegt hatte. Er klopfte ihm die Backen, und sagte: ist deine Kammer nicht noch ein Mahl so schön als sonst? und befindest du dich in derselben nicht viel besser? Halte nun auch ferner auf Ordnung und lege jede Sache, die du gebraucht hast, wieder auf den für sie bestimmten Ort. Dieß ist der beste Putz, den du deinem Zimmer geben kannst. Ordnung putzt besser als Tapeten, Gemählde und Geräthe von Mahagonyholz. Julie wurde auch herbey gerufen,

und

und die Ordnung gefiel ihr so wohl, daß sie dieselbe sogleich auch in ihrem Schranke einzuführen suchte.

Da aber Herr Ehrenfried wieder aus Heinrichs Kammer kam: so zeigte sich auch die Runzel wieder auf seiner Stirn. Hedwig wurde darüber ängstlich und bath ihn, daß er ihr doch sagen möchte, warum er so verdrüßlich sey?

Du kannst mir, war seine Antwort, doch nicht helfen.

H. Das kannst du nicht wissen. Gesetzt aber, ich könnte dir nicht helfen: so darfst du doch vor mir, als deiner vertrautesten Freundin, kein Geheimniß haben.

E. Aber ich mache dich verdrüßlich, wenn ich es dir sage.

H. Glaubst du denn, daß ich weniger verdrüßlich bin, wenn du es mir nicht sagst?

E. Wenn du es nun wissen willst, so darf ich es dir freylich nicht verschweigen. Den Tag vorher, ehe die Feuersbrunst ausbrach, hatte ich drey hundert Dukaten zu-

sam-

sammen gepackt, um sie auf die Post zu geben. Diese sind nun verloren gegangen.

H. Hast du denn alles recht durchsucht?

E. Alles.

H. Nun so wollen wir es in das Wochenblatt setzen lassen. Vielleicht ist der Finder so ehrlich, uns das verlorne Geld wieder zu bringen.

E. Glaubst du? Ich zweifle daran. Ach die Ehrlichkeit ist jetzo so selten. Es gibt so wenige Leute, die von den Sachen, die andern gehören, wenn sie in ihre Gewalt kommen, sich nichts zueigneten. Die mehresten ziehen des andern Eigenthum an sich, wenn sie glauben, daß es nicht werde entdeckt werden.

H. Es kommt auf einen Versuch an. Ehrliche Leute sind freylich selten, bisweilen findet man aber doch welche. Herr Ehrenfried befolgte den Rath seiner lieben Frau, und ließ in das Wochenblatt drucken: „bey dem letzten Brande ist ein Paket mit drey hundert Dukaten verloren gegangen. Der

ehrliche Finder wird gebethen, sie dem Kaufmann Ehrenfried wieder zuzustellen.“

Drey Tage waren verstrichen, ohne daß jemand kam, der dieß Geld wieder gebracht hätte. Frau Hedwig wurde deswegen sehr unmuthig, und auch die Kinder wurden verdrüßlich, da sie hörten, daß der Vater drey hundert Dukaten verloren hatte. Denk nur drey hundert Dukaten hat der Vater verloren, sagte Heinrich zu Julien, das ist hundert Mahl mehr, als ich in meiner Sparbüchse habe.

Da der Vater des Abends zu Tische kam, war die erste Frage, die die Kinder thaten, diese: Hast du dein Geld noch nicht wieder, lieber Vater?

Nein! antwortete dieser.

Hedwig, die wohl wußte, was dieser Verlust ihr und ihrem lieben Manne für Sorgen machen würde, trocknete einige Thränen von ihren Augen. Kaum bemerkten es die Kinder, so wurden sie wehmüthig und fingen alle an zu weinen.

Da

Da sprach Herr Ehrenfried: lieben Kinder! drey hundert Dukaten habe ich verloren, dieß ist freylich viel; ist aber das, was ich nicht verloren habe, nicht noch weit mehr? Habe ich nicht mein Haus und Hof und mein ganzes übriges Vermögen noch? Habe ich nicht meine liebe Frau und meine lieben Kinder noch? Habe ich nicht meine Ehrlichkeit noch? Laßt die drey hundert Dukaten fahren, die ich durch Fleiß wieder erwerben kann. Wir wollen uns nicht grämen über das, was verloren ist, sondern uns freuen über das, was wir nicht verloren haben. Von nun an darf von diesen drey hundert Dukaten nicht mehr gesprochen werden.

Er lenkte darauf das Gespräch auf den wackern Amtmann, und machte den Kindern Hoffnung, daß er sie ein Mahl mit zu ihm nehmen wollte. Nach Tische setzte er sich in den Lehnstuhl, und erzählte den Kindern etwas von Grönland und von der Lebensart der Grönländer, dann begaben sich alle ver-

gnügt

gnügt zur Ruhe, und standen den andern Tag eben so vergnügt wieder auf.

Vierter Abschnitt.

Schon machte sich der Herr Ehrenfried bereit zu Tische zu gehen, als jemand an sein Zimmer klopfte.

Herein! rief er: da trat ein junger Mann ganz schüchtern herein. Haben Sie, fragte er, nicht drey hundert Dukaten verloren?

E. Allerdings. Und Sie? Sie haben sie vielleicht gefunden?

M. Geld habe ich gefunden; ob es aber Ihnen gehört? das weis ich nicht. Können Sie mir nicht sagen, wie ihr Geld eingepackt war?

E. Es war in Leinen genähet. Darauf stand H. M. S. Hamburg.

M. Ich freue mich, daß ich es Ihnen einhändigen kann.

Hier legte er das Packet auf den Tisch, welches Herr Ehrenfried sogleich für das seinige erkannte.

E. Ich freue mich sehr, daß ich mein Geld wieder habe, aber noch weit mehr, daß ich einen ehrlichen Mann habe kennen lernen.

M. Würde ich nicht ein sehr niederträchtiger Mann gewesen seyn, wenn ich das Geld hätte behalten wollen?

E. Womit kann ich Sie belohnen?

M. Ich bin dadurch hinlänglich belohnt, daß ich weiß, ich habe meine Schuldigkeit gethan.

E. Darin haben Sie Recht. Sie haben sich selbst belohnt: weil Sie wissen daß Sie ein ehrlicher Mann sind. Dieß muß Ihnen lieber seyn als eine Tonne Goldes. Belohnen will ich Sie also nicht. Aber meine Schuldigkeit ist dankbar zu seyn. Wie ist ihr Nahme?

M. Friedrich Tillmann.

E. Friedrich Tillman; und was für ein Geschäfte treiben Sie?

M. Keins. Ich wünsche aber Erzieher zu werden.

E. Mit welchen Wissenschaften haben Sie sich denn bisher beschäftigt?

M. Mit Naturgeschichte, vorzüglich mit Kräuterkunde, Erdbeschreibung, Geschichte, der deutschen, lateinischen und französischen Sprache.

E. Haben Sie schon Kinder erzogen?

M. Noch nicht. Ich lebte bisher in Göttingen und unterrichtete zu meiner Uebung die Kinder meines Hauswirths.

E. Hatten die Kinder Sie lieb?

M. Wenn ich die Wahrheit sagen soll: so weinten sie, als ich Göttingen verließ, und begleiteten mich eine Meile weit zu Fuße.

E. Schön! Aber wie kommt es, daß Sie noch nicht als Erzieher angestellt sind?

M. In hiesiger Stadt findet man nicht leicht Gelegenheit, als Erzieher angestellt zu werden, und auswärts will ich nicht gehen.

E. Und warum nicht?

M. Ich habe eine alte Mutter, die ihr ganzes Vermögen an mich gewendet hat, die ich also nicht verlassen kann, wenn ich mich gegen sie dankbar beweisen will.

Jetzt trat Julie herein, und bath den Vater, daß er zu Tische kommen möchte.

Wollen Sie nicht mit mir speisen, lieber Herr Tillmann? fragte Ehrenfried.

M. Gern wollte ich Ihre Einladung annehmen; aber meine alte Mutter —

E. Dieser will ich es sogleich sagen lassen, daß Sie bey mir speisen.

So faßte denn Herr Ehrenfried Tillmanns Hand, führte ihn in das Speisezimmer, stellte ihn seiner Familie vor, und sagte: Hier liebe Frau! bringe ich einen Gast mit. Er heißt Herr Friedrich Tillmann, ist der Sohn einer alten Mutter, hat meine drey hundert Dukaten gefunden, und sie so eben wieder gebracht.

Wirklich? sagte Hedwig, nun da freue ich mich doch, daß ich mich nicht geirret habe. Ich sagte es meinem lieben Manne

gleich

gleich, daß es noch ehrliche Leute gäbe, ob sie gleich selten wären.

Vater hat seine dreyhundert Dukaten wieder? ach das ist schön! sagte Heinrich. Und Sie haben sie ihm wieder gebracht, Herr Tillmann? ich habe Sie recht lieb.

Und ich auch, sagte Julie.

Man setzte sich nun zu Tische. Herr Ehrenfried sprach viel mit Herrn Tillmann, und je mehr er mit ihm sprach, desto lieber gewann er ihn. Er war wirklich nicht nur ein ehrlicher, sondern auch ein sehr vernünftiger und geschickter Mann.

Nach Tische nahm Herr Tillmann Abschied und Herr Ehrenfried sagte ihm, bey dem Abschiede, indem er ihm herzlich die Hand druckte: Mein lieber Herr Tillmann! belohnen kann ich Ihre Ehrlichkeit nicht, da Sie sich selbst belohnt haben; aber dankbar muß ich gegen Sie seyn, dieß ist meine Schuldigkeit.

Herr Tillmann wollte dagegen vieles einwenden, aber Herr Ehrenfried machte ihm ei-

eine Verbeugung, und entfernte sich mit den Wörten: ich bin Ihr Schuldner.

Nun sprach Herr Ehrenfried mit seiner lieben Frau noch verschiedenes, das die Kinder nicht hören durften. Vielleicht läßt es sich in der Folge errathen, wovon er eigentlich gesprochen habe.

Als des Abends, nach der Mahlzeit, die Kinder, wie gewöhnlich, den Vater bathen, daß er ihnen etwas erzählen möchte: so erzählte er ihnen dieß Mahl etwas von einem Knaben, der in Gefahr war seine Augen zu verlieren. Schon, sagte er, war über beyde Augen ein Häutchen so weit gewachsen, daß er die Buchstaben in seinen Büchern nicht mehr erkennen konnte, kaum konnte er noch seine Aeltern sehen, da bath er den Vater: lieber Vater! noch Ein Mahl führe mich auf den Hügel, wo wir bisweilen den Mond aufgehen sahen. Da will ich noch Ein Mahl sehen die Bäume, unter denen ich sonst saß, und von ihnen Abschied nehmen auf ewig; denn nach ein Paar Wochen werde ich nichts mehr sehen, ach Gott! — nichts mehr! —

Vor Schluchzen konnte er kaum die letzten Worte vorbringen.

Dem Vater wurden die Augen auch naß, und er führte seinen Sohn nach dem Hügel, den er noch Ein Mahl zu sehen wünschte.

Kaum hatte er sich niedergesetzt, so fing er an laut zu weinen und sagte: nun werde ich euch nicht wieder sehen, ihr guten Bäume, nie werde ich wieder den Mond aufgehen sehen.

Und warum nicht? fragte eine unbekannte Stimme.

Der Knabe erschrak, hob seine dunkeln Augen auf und sah eine unbekannte Gestalt vor sich stehen.

Ich werde den Mond nicht wieder sehen, sagte der Knabe, weil ich in etlichen Tagen blind seyn werde.

Blind? sagte der Unbekannte, das wäre traurig. Tritt herzu, mein Sohn, und zeig mir deine Augen.

Er besah darauf die Augen des Knaben, erkundigte sich sorgfältig nach seiner Woh-

nung, klopfte ihn auf die Achseln und sagte: weine nicht, lieber Kleiner! vielleicht wirst du nicht blind.

Nicht blind? fragte der Knabe.

Aber der Unbekannte antwortete nicht, sondern entfernte sich, nachdem er dem Vater und Sohn eine gute Nacht gewünscht hatte.

Beyde gingen nun nach Hause, und waren begierig zu wissen, wer der Unbekannte gewesen sey.

Sie erfuhren es bald. Den andern Tag, da sie noch ihr Frühstück verzehrten, trat der Herr Doctor Wunibald in die Stube, und sagte zum Vater: Meister Wilhelm! wenn Er mir seinen Sohn anvertrauen, und mir in allen Stücken folgen will: so kann ich seine Augen vielleicht erhalten.

Ach wenn Sie diese Barmherzigkeit uns erzeigen wollten; antwortete er, so sollten Sie gewiß sehen, daß wir Ihnen in allen Stücken folgen würden.

Der Herr Doctor strich ihm dann etwas in die Augen, ließ ihm Arzney zurück, die

er täglich einnehmen, und verordnete, wie er sich in Ansehung der Speisen und seiner ganzen Lebensart verhalten sollte.

Alles wurde pünktlich befolgt, täglich wiederhohlte der liebe Arzt seinen Besuch, und nach vier Wochen waren des Knaben Augen vollkommen wieder hergestellt. Was Vater und Sohn darüber für eine Freude empfanden, das läßt sich nicht beschreiben.

Als der Arzt das letzte Mahl kam: so bath ihn Meister Wilhelm, zu sagen, wieviel er ihm für seine Bemühung zu zahlen habe.

Der gute Arzt antwortete aber: mein lieber Meister! wenn Er ein reicher Mann wäre: so würde ich kein Bedenken tragen, mir meine Bemühung bezahlen zu lassen. Ich sehe aber daß er arm ist: deßwegen verlange ich gar nichts. Die Freude daß ich die Augen des guten Knaben gerettet habe, ist mir Bezahlung genug. Lebt wohl, lieben Leute. Vergesset es nicht wie wohl man sich befindet, wenn man aus dem Elende gerettet wird, und denkt daran, wenn ihr

auch einen Unglücklichen findet. Rettet ihn, wenn es in euerm Vermögen stehet.

Mit diesen Worten verließ sie der Arzt. Sie standen beyde erstaunt da.

Endlich sagte der Sohn: Vater! das können wir nicht so hingehen lassen, der gute Doctor hat mir so viel Gutes gethan, ich muß dankbar seyn.

Darin hast du Recht, Gabriel! antwortete Meister Wilhelm. Ein jeder guter Mensch muß gegen diejenigen, die ihm Gutes erzeigt habeu, dankbar seyn. Es fragt sich nur, wie wir unsere Dankbarkeit beweisen wollen?

Weißt du was, Vater? sagte Gabriel, ich will zum Doctor laufen, und ihn bitten, daß er mich zu seinem Bedienten annimmt. Bist du es zufrieden?

Ich habe nichts dagegen, war des Vaters Antwort.

So suchte denn Gabriel seinen Wohlthäter auf. Ach lieber, lieber Herr Doctor! sagte er, da er ihn fand, Sie haben mir viel Gutes gethan, ach viel Gutes,

Sie

Sie haben mir meine Augen erhalten! wollen Sie mir nicht noch Einen Gefallen thun?

D. Welchen?

G. Sie müssen mir erst versprechen, daß Sie es thun wollen.

D. Das kann ich nicht. Du mußt mir erst sagen, worin der Gefallen bestehen soll.

G. Nun so will ich es Ihnen sagen. Sie müssen mir erlauben, daß ich Sie bediene.

D. Lieber Knabe! wozu dieß? ich habe schon einen Bedienten.

Allein daran kehrte sich Gabriel nicht. Täglich kam er zwey Mahl zum Doctor, putzte seine Schuhe, kehrte sein Zimmer, trug die Briefe und Zeitungen weg, und verrichtete noch andere kleine Dienste. Der Arzt wollte ihn dafür bezahlen; er nahm aber schlechterdings nichts an. Sie haben mich schon bezahlt, sagte er immer, weil Sie mir meine Augen erhalten haben.

Hier schloß Herr Ehrenfried.

Ich bin doch dem Gabriel recht gut, sagte Julie.

Warum? fragte Herr Ehrenfried.

J. Weil er so dankbar war.

E. Wofür denn?

J. Für seine Augen, die ihm der gute Doctor erhalten hatte.

E. Braucht man sonst für nichts dankbar zu seyn, als für die Erhaltung der Augen?

J. Für alles Gute, das andere an uns thun.

E. Ich glaube auch; vielleicht kennst du auch Personen, die uns Gutes thaten.

J. Ach ja, der Herr Amtmann Siegfried, der unser Haus erhalten hat.

Und Herr Tillmann, sagte Heinrich, der dir deine drey hundert Dukaten wieder brachte, die Du verloren hattest.

Ihr habt Recht. Ich will nun auch wirklich darauf denken, wie ich gegen beyde meine Dankbarkeit beweise.

Jetzo küsset mich, lieben Kinder, und begebt euch zur Ruhe.

Fünfter Abschnitt.

Herr Ehrenfried stand den folgenden Morgen etwas früher, als gewöhnlich, auf, ging zu Heinrichs Bette, oder vielmehr Strohsacke, und rief: Heinrich! willst du mit zum Herrn Amtmann Siegfried?

Heinrich rieb sich die Augen, und fragte: Was?

E. Ob du mit zum Herrn Amtmann Siegfried willst?

H. Jetzt gleich?

E. Jetzt gleich!

H. Ja, Vater! ich will mich den Augenblick anziehen. Darf Julie auch mit?

E. Wenn sie will.

Darauf ging der Vater auch zu Julien und lud sie zur Reise ein, die darüber eine große Freude hatte.

In einer halben Stunde waren beyde Kinder reisefertig, standen am Fenster, und zischten einander etwas in die Ohren.

Was habt ihr Kinder unter einander? fragte der Vater; darf ich es nicht wissen?

O ja! sagte Heinrich, wir sprechen von dem Schneegestöber, das draußen ist. Ich fürchte es nicht, ich freue mich darauf, denn da kann ich mich recht abhärten. Aber wie wird Julie fortkommen?

Ich? sagte Julie. Sehet einmahl den Heinrich, der will mehr seyn, als ich. Was Heinrich kann, das kann ich auch. Lieber Vater! du nimmst mich doch mit?

Wenn Du willst, war des Vaters Antwort, so komm; aber —

J. Nun was denn?

V. Aber —

J. Was willst du denn mit dem Aber?

V. Aber, wer sich abhärten will, der darf nicht weinen, wenn die Luft ihm etwas rauh unter die Nase geht.

J. Julie weint nicht, Vater! verlaß dich darauf! Julie will auch stark werden.

Da gingen sie denn alle drey fort, nachdem jedes der guten Mutter einen herzlichen Kuß gegeben hatte.

Hu! hu! hu! sagte Julie, da ihr die Schneeflocken in das Gesicht flogen — das

ist

ist schön! das macht stark! Sie schritten tapfer darauf los. Da sie aber eine Stunde gegangen waren, kamen sie auf eine Anhöhe, wo es mit dem Wetter etwas arg wurde. Sie gingen jetzo gerade nach Norden zu, woher der kalte Wind kam, der ihnen die kleinen Eiskörner so in das Gesicht trieb, daß sie kaum aus den Augen sehen konnten.

Schön! rief Heinrich, prächtig! jetzt werden wir stark; stark werden wir, sagte Julie.

Ja, sprach Herr Ehrenfried, wenn man sich abhärten will: so muß man sich gewöhnen, solche Witterung auszuhalten.

So schritten sie vergnügt fort, und ehe sie sich es versahen, so legte sich der Wind, das Schneegestöber hörte auf, und die Sonne erwärmte sie wieder mit ihren Strahlen.

Was wollen wir aber, lieber Vater! fragte Heinrich, bey dem Herrn Amtmann thun?

V. Ihm danken.

H.

H. Das dachte ich wohl. Aber wie wollen wir ihm danken?

V. Erstlich wollen wir ihm herzlich die Hand drücken, und ihm sagen, daß wir die Wohlthat erkennen, die er uns erwiesen hat; hernach wollen wir aufmerksam seyn, ob wir nicht Gelegenheit finden ihm wieder nützlich zu seyn.

H. Willst du etwa, lieber Vater! daß ich ihm dienen soll, wie Gabriel dem Arzte, der seine Augen erhielt?

V. Das geht nicht, liebes Kind. Der Herr Amtmann wohnt zu weit von uns. Wenn du ihm dienen wolltest, müßtest du zu ihm ziehen, und dieß kann ich aus vielerley Ursachen nicht zugeben. Laß du mich nur sorgen; wenn ich merke, wie wir ihm gefällig seyn können: so will ich es dich schon wissen lassen.

Vater! rief Julie, dort sehe ich einen Thurm, ist das etwa Freyhausen, wo der Herr Amtmann wohnt?

Es ist Freyhausen, antwortete der Vater.

Freyhausen? sagte Heinrich; nun da wollen wir auch recht tapfer darauf losschreiten, daß wir bald zu dem guten Amtmanne kommen. Sie kamen auch bald in Freyhausen an, sprangen dem Herrn Amtmanne, sobald sie ihn erblickten, entgegen, drückten ihm die Hände, und sagten: lieber Herr Amtmann! Sie sind ein gar zu guter Mann, Sie haben unser Haus gerettet; wir danken Ihnen nochmahls für Ihre Liebe.

Auch ich bin gekommen, sagte Herr Ehrenfried, Ihnen würdiger Mann! für den Beystand zu danken, den Sie uns in der Noth leisteten.

Der Amtmann umarmte ihn, und sagte: machen Sie nicht zu viel Aufhebens davon, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe.

Es wurde darauf Frühstück aufgetragen, welches den Kindern vortrefflich schmeckte; theils weil sie eine gute Bewegung gehabt, theils weil sie zu Hause noch nicht gefrühstückt hatten.

Nachdem sie dasselbe eingenommen hatten, trat Julie ans Fenster, sah hinaus auf den Hof, und rief sogleich: Vater! Heinrich! kommt einmahl und sehet die schönen Kühe, die hier auf dem Hofe gehen.

Die sind auch schön, sagte Herr Ehrenfried, als er sie erblickte; so reinliche, gut genährte, Kühe habe ich lange nicht gesehen.

Ist's Ihnen etwa gefällig, fragte der Amtmann, sie näher zu betrachten?

O ja, Vater! sagten die Kinder, gehe mit uns hinunter.

Der Vater ging mit, ohne sich weiter bitten zu lassen.

Ey! sagte Herr Ehrenfried, als er auf den Hof kam, Sie müssen ein guter Hausvater seyn: weil Ihr Vieh sich bey Ihnen so wohl befindet.

A. Ich glaube es ist meine Schuldigkeit, für das Vieh, das mir gehört, Sorge zu tragen. Wäre es in der Freyheit, wie die Hirsche: so könnte es sich selbst helfen und Nahrung suchen; aber es hat seine

Frey-

Freyheit verloren, ich habe es in einen Hof, in enge Ställe eingesperrt, ich habe es mehrentheils anbinden lassen. Das arme Vieh kann sich also nun nicht mehr selbst helfen; wäre ich denn nicht ein schlechter Mensch, wenn ich mich seiner nicht annehmen, und ihm seinen Zustand so angenehm als möglich machen wollte?

Ich sehe also darauf, daß das Vieh immer zur bestimmten Zeit sein Futter bekomme, und damit ich es nicht vergesse, so genieße ich selten eine Mahlzeit, ohne nachgesehn zu haben, ob auch das Vieh versorget sey.

Das ist ein recht guter Mann, sagte Heinrich zu seiner Schwester.

Ich sehe aber nicht nur drauf, fuhr er fort, daß das Vieh ordentlich, sondern auch daß es gut gefüttert werde; deßwegen halte ich lieber etwas weniger Vieh, damit es nicht zu kärglich braucht gefüttert zu werden. Mein Vorfahre hielt funfzehn

Kü-

Kühe, Sie sehen ich habe nur zehn. Aber Sie sehen auch an keiner Kuh eine Rippe.

Und diese Kühe geben vielleicht eben so viele Milch, als die funfzehn des Vorfahren, sagte Herr Ehrenfried.

A. Mehr Milch. Herr Ehrenfried! so wahr ich vor ihnen stehe, weit mehr Milch.

E. Und was mir an diesen Kühen besonders noch gefällt, das ist, daß sie alle so reinlich sind und so glatt. — —

A. Reinlichkeit ist dem Viehe so nöthig, als dem Menschen. Ist es in der Freyheit: so hilft es sich selbst. Betrachten Sie den Hirsch, den Rehbock, ja betrachten Sie die Ratte, den Hamster, den Maulwurf! sind sie nicht alle reinlich? so reinlich kann sich mein Vieh nicht halten, weil ich es eingesperrt und angebunden habe. Es ist ja also meine Schuldigkeit, daß ich selbst für seine Reinlichkeit sorge. Ich will die Schande nicht haben, daß ein Hamster oder eine Ratte reinlicher sind, als das Vieh, das unter meiner Aufsicht steht. Ist es ihnen gefällig in meinen Kuhstall zu sehen?

E. Recht gern! Julie! Heinrich! kommt mit zum Kuhstalle!

A. Sehen Sie, das ist meine Kuhstube, wie ich sie insgemein zu nennen pflege!

E. Da sieht es auch wirklich reinlicher aus, als in mancher Leute Stube.

A. Meine Mägde sind auch dazu angewiesen, auf Reinlichkeit in meiner Kuhstube zu halten. Täglich zwey Mahl müssen sie den Unrath hinaus schaffen, die Krippen auswaschen, und frische Luft hereinlassen; außerdem müssen sie auch das Vieh striegeln und bürsten. Wollen Sie etwa auch meine Pferde sehen?

E. Es wird mir Vergnügen machen.

A. Hier, (indem er eine andere Stallthür öffnete,) hier sind meine vier Rappen, die meinen Acker bearbeiten, mein Getreide und Futter für mein Vieh herbeyführen, und mich selbst fahren müssen. (Die Rappen wieherten, als sie ihren Herrn erblickten und er gieng hinzu und klopfte jedem sanft die Backen.) Diesen guten Thieren bin ich

noch

noch mehr schuldig, daß ich sie gut verpflege, weil sie so viel für mich arbeiten.

E. Uebermäßige Arbeiten werden Sie ihnen auch nicht auflegen?

A. Behüte Gott! ich werde ja das nicht thun. Nein, jeden Tag wird ihnen ein Stück Arbeit angewiesen und wenn dieß vollbracht ist: so haben sie Ruhe, und dürfen keinen Zug mehr thun, wenn sie mir auch viel Geld damit verdienen könnten.

Jetzt gingen sie über den Hof zurück, und Ehrenfrieds Kinder freueten sich über das vielerley Geflügel, das sich auf demselben befand. Kaum bemerkte es der Amtmann, so sagte er: ich glaube es würde den kleinen Leuten Freude machen, wenn sie meinem Hausgeflügel sein Mittagsessen geben könnten.

O ja, Herr Amtmann! sagte Julie, erlauben Sie es mir!

Darf ich auch? fragte Heinrich.

Ich will euch beyden diese Freude machen, sagte der Herr Amtmann, lief nach einem Stalle zu, und kam mit einem Korbe

voll

voll Gerste zurück, den er vor den Kindern niedersetzte. Dann zog er an einem Glöckchen, welches über der Hausthür hing. Tausend, was gab es da für einen Aufstand! aus allen Ecken und Winkeln des Hofs strömte Geflügel herbey. Hier kam ein schöner Haushahn, der durch seine lockende Stimme allen Hühnern des Hofs kund that, daß jetzt der Tisch für sie gedeckt sey; dort kam ein Zug Enten gewatschelt, der durch sein Gaken zu verstehen zu geben schien, daß es ihm leid sey, daß er nicht hurtiger laufen könne. Ehe er noch den Futterplatz erreichen konnte: so war dieser schon durch einen Schwarm Tauben eingenommen, welcher bey dem Klange des Glöckchens aus seinem Hause herab gestürzet war. Ein schwerfälliger Puter führte seine beyden Hühner herbey. Dieser kam aber am schlimmsten weg, weil das fleischerne Gewächs, welches ihm über dem Schnabel hing, ihm immer im Wege war, wann er nach den Körnern hackte. Jetzt zielte er z. E. nach einem rechten dicken Gerstenkorne — pick, da traf

er mit dem Schnabel, statt des Gerstenkorns, das fleischerne Gewächs. Darüber wurde er so böse, daß sich der ganze Kopf blau verfärbte.

Heinrich wollte sich deßwegen vor Lachen ausschütten, aber Julie hatte Mitleiden mit ihm, und gab ihm ein Paar Hände voll Gerste besonders, damit er auf Ein Mahl Picken mehrere Körner zugleich fassen konnte.

Schön! sagte der Amtmann, und kniff Julien in die Backen.

Jetzt kamen auch Sperlinge und Emmerlinge herbey geflogen, um an dem großen Schmause Theil zu nehmen. Heinrich wurde darüber unwillig und scheuchte sie weg.

A. Wozu dieß, kleiner Mann?

H. Daß sie den Hünern, Tauben und Enten ihr Futter nicht fressen.

A. Ey die Paar Körner, die diese Thierchen fressen, wird mein Geflügel nicht missen. Ueberdieß habe ich schon auf diesen

Zuspruch mitgerechnet, und thue deßhalb zu jeder Mahlzeit noch ein halbes Nösel Gerste.

H. Wozu nützen Ihnen aber diese Gäste?

A. Sie nützen mir allerdings. Sie reinigen, den Frühling hindurch, meine Bäume von Raupen. Und gesetzt, sie nutzten mir auch gar nichts, so müssen sie doch Futter haben, wenn sie leben sollen. Darf ich denn sonst niemanden Futter geben, als denen, die mir nützen?

Julie zog Heinrichen bey Seite, und zischte ihm in die Ohren: Du! wenn der Herr Amtmann sonst niemanden füttern wollte, als die, die ihm nützen; so hätte er uns kein Frühstück reichen dürfen: denn wozu nützen wir ihm denn?

Sind Sie nicht ein glücklicher Mann, sagte Herr Ehrenfried, daß Sie so vielen lebendigen Wesen Freude machen können!

Es macht mir wirklich Freude, antwortete der Herr Amtmann, daß ich mit so wenigen Kosten so viele Thiere sättigen kann. Ich kann es aber auch schlechterdings nicht

leiden, wenn man ein Thier, es sey so gering als es wolle, darben läßt. Deßwegen dulde ich es durchaus nicht, daß sich mein Sohn Vögel halte. Sehen Sie den leeren Käfich, der dort über dem Fenster hängt? Dieser hängt da, um ihn zu erinnern, daß er keinen Vogel ins Haus bringen darf. Ich habe es überhaupt nicht gern, daß man Vögel ihrer Freyheit beraubt und sie einkerkert. Was haben denn diese Vögel verschuldet, daß man sie auf ihre ganze Lebenszeit einsperrt? Wenn man sie aber gar Noth leiden läßt: so ist es ganz unverantwortlich.

Da brachte mir vorige Woche mein Stephan einen Finken mit nach Hause, und bath mich ihm zu erlauben, daß er ihn in ein Bauer sperren dürfe. Ich erlaubte es ihm. Kaum hatte er ihn aber vier Tage gehabt, so hatte der leichtfertige Mensch vergessen ihn zu tränken, und das arme Thier starb eines elenden Todes. Seit dieser Zeit hängt nun jener Käfich dort.

Nach-

Nachdem der Herr Amtmann seinen ganzen Viehstand gezeiget hatte, bath er Herrn Ehrenfried, ihm mit seinen Kindern in das Speisezimmer zu folgen. Hier fanden sie den Tisch gedeckt, und mit wenigen, aber gut zubereiteten Speisen besetzt. Ein Schreiber und eine Haushälterin, nebst Stephan, des Amtmanns Sohne, fanden sich bey Tische ein.

Sechster Abschnitt.

Nach Tische trug der Herr Amtmann seinem Sohne auf, daß er seine kleinen Gäste in den Garten zum Teiche führen, und mit ihnen die Karpfen füttern sollte. Sie folgten ihm mit Freuden.

Herr Ehrenfried mußte aber bey dem Herrn Amtmanne im Zimmer bleiben.

Sind Sie, sagte Herr Ehrenfried, nicht ein glücklicher Mann! Sie leben hier

in

in der freyen Natur, können säen und pflanzen, wie Sie nur wollen, haben so viele Thiere um sich, denen Sie ein angenehmes Leben verschaffen, und die Ihnen von allen Seiten her ihre Dankbarkeit beweisen.

A. Urtheilen Sie nicht zu voreilig, lieber Herr Ehrenfried! Sie sehen nur meine Freuden, aber —

E. Aber Ihre Leiden nicht? ich glaube gern daß Sie auch Leiden haben. Welcher Mensch ist davon frey?

A. Aber das Leiden das ich habe, greift mich zu sehr, ach gar zu sehr an.

E. Vielleicht kann es weggeschafft werden.

A. Vielleicht; vielleicht aber auch nicht. Meine Pferde, meine Kühe, mein Federvieh, Alles hat ihnen gefallen? Ist's nicht wahr?

E. Alles hat mir ganz außerordentlich gefallen.

A. Und mein Sohn?

E. Ihr Sohn?

A. Ja! ja! mein Sohn, mein Stephan, der mit uns zu Tische saß.

E. Ich habe ihn nur kurze Zeit gesehen, und kann nicht über ihn urtheilen.

A. Oder wollen mich mit Ihrem Urtheile nicht kränken. Ach mein Sohn! mein Stephan! er war sonst so gut! so gefällig, so fleißig, so ordentlich, und nun — ach ich kann's nicht sagen — nun ist er ein fauler, liederlicher Junge.

E. Aber wie geht denn das zu, daß er auf Ein Mahl so schlecht geworden ist?

A. Wie? Wie? ach! (hier fiel der Mann Herrn Ehrenfried um den Hals, schluchzte und sagte) mein Stephan hat seine Mutter verloren.

E. Dieß war freylich für Sie und ihn ein großer Verlust. Ich habe immer gehöret, daß sie eine vortreffliche Frau war.

A. Ach eine vortreffliche Frau! eine vortreffliche Mutter. Da konnte ich unbesorgt an meine Arbeiten, in die Gerichtsstube, auf meine Aecker, in meine Viehställe gehen. Mein Stephan war unter guter Aufsicht. Wenn ich nicht da war: so sorgte die gute Mutter nicht nur für seine Verpflegung

pflegung und Reinigung, sondern sie hielt ihn auch zur Ordnung und zur Arbeit an, gab ihm gute Lehren und verschaffte ihm immer Gelegenheit, mir und andern Leuten Freude zu machen. Wann ich von meinen Arbeiten zurückkam: so lief er mir entgegen, nahm mir den Hut und Stock ab, führte mich zur Mutter (hier flossen ihm die Thränen über die Backen, er mußte die Augen trocknen, und ein Paar Minuten mit Sprechen inne halten) hohlte mir dann sein Schreibebuch, und sagte: sieh Vater! das habe ich geschrieben. Bist Du mit mir zufrieden?

Jetzt, wann ich meinen Geschäften nachgehe, ist er ohne Aufsicht, läuft umher, und balgt sich mit den Gassenjungen herum. Komme ich nach Hause: so geht er mir aus dem Wege und versteckt sich.

E. Ich bedauere Sie herzlich. Von dieser Seite bin ich freylich weit glücklicher. Meine Kinder haben ihre gute Mutter noch; auch bin ich so glücklich gewesen einen guten, geschickten und rechtschaffenen Mann zu finden,

den, der mir versprochen hat, meine Kinder zu unterrichten und zu erziehen. Diese wissen noch nichts davon, und werden sich ungemein freuen, wenn sie ihn morgen bey mir finden werden.

A. Sie, lieber Freund! sind ein glücklicher Mann.

E. Wie wäre es, wenn ich mein Glück mit ihnen theilte?

A. Wie so?

E. Wenn sie mir Ihren Stephan anvertraueten — meine liebe Frau würde seine Mutter, ich sein Vater, und mein Hauslehrer unterrichtete ihn mit meinen Kindern gemeinschaftlich.

A. Das wollten Sie?

E. Das will ich; und versichere Ihnen zugleich, daß ich deßwegen herausgekommen bin, um Ihnen diesen Antrag zu thun: weil ich hörte, daß Sie, Ihres lieben Sohnes wegen, in Verlegenheit wären.

A. Wenn Ihnen der Junge nur nicht zu viele Mühe macht!

E. Mühe? Hatten Sie nicht auch Mühe, da Sie mein Haus retteten?

A. Dieß war eine Mühe von einer Stunde.

E. Die mich aber von unsäglichem Kummer befreyet hat, der mich würde gedrückt haben, wenn ich ein neues Haus hätte bauen müssen.

A. Aber mein Sohn wird Ihnen viele Jahre Mühe machen.

E. Was ist die kleine Mühe gegen den Kummer, den Sie mir erspart haben? Kurz wenn Sie Zutrauen zu mir haben: so geben Sie mir Ihren lieben Sohn gleich mit. Ich werde ihn wie meinen eignen Sohn behandeln.

Nachdem der Herr Amtmann noch verschiedene Einwendungen gemacht hatte: entschloß er sich endlich seinen Sohn, dem Herrn Ehrenfried anzuvertrauen.

Jetzt kam dieser mit Heinrichen und Julien in das Zimmer getreten. Die beyden letzten erzählten, was für Freude sie bey der Karpfenfütterung gehabt hätten.

Ich

Ich warf zuerst Brot in den Teich, sagte Julchen, — und da kamen wohl hundert Karpfen in die Höhe, sagte Heinrich, und die schnappten alle nach dem Brote, fuhr Julchen fort. Das war eine Herzenslust, sagten beyde.

Stephan trat aber an das Fenster, und sagte nichts dazu.

Hättest du wohl, fragte ihn sein Vater, Lust, mit diesen lieben Kleinen in die Stadt zu ziehen?

Stephan steckte den Finger in den Mund, und antwortete nichts.

So antworte doch! fuhr der Vater fort, sieh, du armer Stephan, du hast keine Mutter mehr, diese lieben Kinder haben aber eine. Diese will nun deine Mutter seyn, und für dich sorgen, wie sonst deine gute Mutter für dich sorgte. Willst du nicht mit?

Stephan schüttelte mit dem Kopfe.

Ich verdenke dir es nicht, guter Stephan, sagte Herr Ehrenfried, daß du dich nicht von deinem Vater trennen willst; aber du kommst ja nicht weit von ihm. Nur drey

Stunden weit von hier wohnen wir. Wenn wir dann bisweilen zusammen sitzen: so geht es trapp! trapp! trapp; du läufst nach dem Fenster und siehst, was das ist. Mein Vater! Mein Vater! rufst du dann, läufst ihm entgegen und fällst ihm um den Hals — denk einmahl, was das für eine Freude seyn wird! Ein andermahl nehmen wir unsere Stäbe und besuchen deinen Vater. Da gibt es wieder Freude. Willst du denn nicht mit uns?

Stephan schüttelte mit dem Kopfe.

Nun weißt du was, lieber Stephan, sagte Herr Ehrenfried weiter, wenn du nicht zu uns ziehen willst, so gehe wenigstens auf ein Paar Tage mit uns, und versuche, ob es dir bey uns gefällt — Gefällt es dir nicht: so will ich dich selbst wieder zurück zu deinem guten Vater bringen. Willst du?

Er schüttelte wieder mit dem Kopfe.

So komm doch mit, sagte Heinrich, sieh dein lieber Vater will es ja haben. Gehorchst du denn dem Vater nicht? und mein

Va-

Vater will dich so gern haben. Es ist dir ein recht guter Vater. Komm! Hier faßte er ihn bey der Hand und wollte ihn mit sich fortziehn. Stephan aber sträubte sich und schrie — ich will nicht — ich gehe durchaus nicht mit, — Und da Heinrich seine Hand doch nicht los ließ: so kratzte er ihn, daß das Blut an Heinrichs Hand herablief.

Da ließ ihn Heinrich los, und wandte sich wehmüthig zu seinem Vater.

Der gute Amtmann schämte sich, daß er so einen unartigen Sohn hatte, und sagte zu Herrn Ehrenfried: lassen Sie diesen ungezogenen Knaben, er ist ihrer Güte nicht werth.

Herr Ehrenfried sprach alsdann noch etwas heimlich mit dem Amtmanne, dann nahm er mit seinen Kindern Abschied, und ging nach dem Hofe zu.

Siehe! da stand eine Kutsche, an welche ein Paar pechschwarze Rappen gespannt waren. Wozu denn dieß? fragte Herr Ehrenfried.

A. Sie, mein herzlich geliebter Freund! nebst ihren lieben Kindern nach Hause zu fahren.

E. Aber wir wollen nicht fahren, wir wollen gehen.

A. Warum denn gehen?

E. Damit wir uns abhärten. Heinrich! willst du lieber gehen oder fahren?

H. Ich gehe. Herr Amtmann! ich habe es meinem Vater versprochen, daß ich mich abhärten will, damit ich einmahl auch ein so braver Mann werde wie Sie. Da muß ich Wort halten.

E. Und Du, Julchen?

Julchen schien doch mehr Lust zu haben, in der Kutsche zu fahren. Sie hing den Kopf auf die Seite, lächelte, faßte sich aber doch und sagte: was Heinrich kann, das kann ich auch.

E. Da hören Sie es lieber Freund! Sie haben erst durch ihr Exempel meinen Kindern Lust beygebracht, sich abzuhärten; wollen Sie ihnen nun wohl dieselbe wieder benehmen?

A. Nein, das will ich nicht. Gehen Sie in Gottes Nahmen. Nächstens besuche ich Sie.

So schieden Sie denn von einander, und Herr Ehrenfried ging mit seiner Familie frisch nach Hause zu. Die Witterung war nicht mehr so rauh, wie bey dem Ausgange, der Wind hatte sich gelegt, das Schneegestöber war längst vorbey, nur war der Weg noch etwas schmutzig, und dieß machte, daß sie im Gehen etwas aufgehalten wurden.

Um die Zeit zu verkürzen, erzählte der Vater vielerley von dem lieben Herrn Amtmanne, bey dem sie gewesen waren; wie fleißig er sey, wie ordentlich er alles in seinem Hause eingerichtet habe, wie gern er allen Leuten helfe —

Wenn aber der Herr Amtmann so gut ist, fragte Heinrich, wie kommt es denn, daß sein Sohn sich so unartig beträgt?

E. Er ist noch nicht gewöhnt gut zu seyn.

H. Warum ist er denn aber nicht dazu gewöhnt?

E. Weil niemand da ist, der ihn dazu gewöhnen könnte. Seine gute Mutter ist gestorben; sein lieber Vater hat so sehr viele Geschäfte, daß er sich wenig um ihn bekümmern kann; keinen Hauslehrer hat er, und der Schullehrer ist ein alter Mann, der nicht mehr geschickt ist, Kinder zu erziehen. Ach, lieben Kinder! wenn die Kinder nicht immer unter der Aufsicht guter Aeltern und Lehrer sind, so nehmen sie gar zu leicht schlimme Gewohnheiten an, werden faul, unreinlich, unfolgsam, ungefällig.

Ich habe, wie ihr wohl wißt, auch viele Geschäfte und kann nicht so aufmerksam auf euch seyn, wie ich gern wollte. O wie gut ist es daher für euch und mich, daß ihr eine so liebe, treue Mutter habt! —

Und einen so rechtschaffenen Vater —

So rief eine Stimme aus einem Busche, der am Wege stand, und sogleich war auch die Person da, von welcher die Stimme kam,

kam, und umarmte den Vater und die Kinder! Es war die gute Mutter, von welcher eben jetzt war gesprochen worden, und die aus Verlangen sie wieder zu sehen, ihnen eine Viertelstunde weit entgegen gegangen war.

Das war eine herzliche Freude! Die Mutter erzählte was zu Hause vorgefallen war, die Kinder rühmten alles das Gute, das sie bey dem Herrn Amtmann genossen, und alles das Schöne, das sie bey ihm gesehen hatten, und während dieser Gespräche kamen sie unvermerkt in ihrem Hause an, wo sie eine gute Mahlzeit bereitet fanden. Sie schmeckte ihnen herrlich, und bald darauf erquickte sie ein süßer Schlaf auf ihren Strohsäcken.

Siebenter Abschnitt.

Die folgenden Tage wurde noch vieles von dem guten Herrn Amtmann und seinem un-

unartigen Sohne gesprochen. Ich wollte den Stephan zu mir nehmen, sprach Herr Ehrenfried, ihn erziehen und mich damit dankbar gegen seinen lieben Vater beweisen. Er konnte es aber nicht begreifen, wie gut ich es mit ihm meynte. Ihr, lieben Kinder, werdet schon besser einsehen, wie viel eine gute Erziehung werth sey! Schade! daß meine Geschäfte mir nicht erlauben stets um euch zu seyn.

Nun, antwortete Julchen, da ist doch die liebe Mutter bey uns.

Immer auch nicht, fuhr Herr Ehrenfried fort. Es kommen oft Stunden, da weder der Vater noch die Mutter bey euch seyn kann. Dieß thut uns gar wehe. Wie leicht wäre es geschehen, daß ihr eben solche Unarten euch angewöhntet, wie Stephan. Wünschet ihr wohl dieß?

Ach nein! nein! sagten beyde, wir wollen gewiß deine guten Kinder bleiben.

Dieß wünsche ich auch, und damit ihr meine guten Kinder bleiben möget: so habe ich einen Freund gebeten, daß er zu mir

zie-

ziehen, euch unter seine Aufsicht nehmen, und unterrichten soll.

Einen Freund, fragte Heinrich, der uns unter seine Aufsicht nehmen und unterrichten soll? Wer ist dieser Freund?

Kenne ich ihn? fragte Julchen.

Jetzt öffnete sich die Thür, und ein junger Mann trat herein. Hier ist der Freund, dem ich euch anvertrauen will, sagte Herr Ehrenfried. Kennt ihr ihn?

Ach! das ist ja unser lieber Herr Tillmann! sagten die Kinder, der unserm lieben Vater seine drey hundert Dukaten wieder gebracht hat.

E. Da habt ihr nun die schönste Gelegenheit, gegen ihn dankbar zu seyn. Täglich seyd ihr um ihn, täglich könnt ihr ihm durch Folgsamkeit und Gefälligkeit eure Dankbarkeit beweisen.

H. Das will ich gewiß thun, lieber Herr Tillmann.

J. Und ich werde nicht zurück bleiben.

E. Die Dukaten, die er mir wieder geschafft hat, sind zwar etwas werth. Weit

mehr werth wird aber seine Aufsicht seyn und das Gute, das er euch lehren wird.

Nun, lieben Kinder! sagte Herr Tillmann, euer Vater hat eine sehr gute Meynung von mir. Lernt mich aber selbst erst kennen, und gebt Achtung, ob ich euer redlicher Freund bin! Findet ihr, daß ich es redlich mit euch meyne, und euch recht herzlich liebe: nun so hoffe ich gewiß, daß ihr mich wieder lieben werdet. Jetzt wollen wir mit einander in die obere Stube gehen, die mir euer guter Vater eingeräumt hat, damit wir mit einander bekannter werden.

Achter Abschnitt.

Nun Julchen! sagte Herr Tillmann, als sie in seiner Stube waren, du bist ja mit deinem Bruder in Freyhausen gewesen; willst du mir nicht deine Reise erzählen?

Gern

Gern Herr Tillmann, sagte sie, und erzählte darauf ausführlich, was auf der Reise vorgefallen war, und was sie bey dem Herrn Amtmanne gesehen und gehöret hatten.

Warum gingt ihr denn aber eben nach Freyhausen? fragte Herr Tillmann.

J. Um dem lieben Herrn Amtmanne zu danken, daß er uns unser Haus gerettet hat.

T. Das ist schön! Ein guter Mensch muß vor allen Dingen dankbar seyn gegen diejenigen, die ihm Gutes gethan haben, und wer undankbar ist, darf sich nicht zu den guten Menschen rechnen. Kennt ihr denn aber außer dem Herrn Amtmanne niemanden, der euch Gutes gethan hat?

J. Sie! lieber Herr Tillmann.

T. Ich? Ihr kennt mich ja erst seit wenigen Tagen. Was kann ich euch in dieser Zeit wohl Gutes gethan haben?

H. Ja Sie haben —

T. Sie haben unserm Vater seine drey hundert Dukaten wieder gebracht, nicht so?

lieben Kinder! wenn ihr mich ein bischen lieb habt, so darf hiervon nie wieder die Rede seyn. Kennt ihr denn sonst gar niemanden, der euch Gutes gethan hat?

H. Der gute Vater und die liebe Mutter.

T. Ey, das wollte ich meynen. Ich glaube gern, daß es gar viele Leute gibt, die euch Gutes thaten, aber gewiß niemand so viel, als der liebe Vater, und die gute Mutter. Sehet nur euren kleinen Bruder, den Conrad an! was für ein schwaches Geschöpf ist er! Er kann sich weder Essen noch Trinken verschaffen, kann nicht sich helfen, wann er krank ist, kann sich nicht vertheidigen, wann ein Hund oder ein anderes Thier ihn beissen will; für alles dieß sorgen seine lieben Aeltern. Was sie jetzt an ihm thun, thaten sie sonst auch an euch. Denn sonst waret ihr eben so klein und noch kleiner, als jetzt Conrad ist. Ihr habt mir so viel von Stephans Unarten erzählt; wißt ihr wohl, woher diese kommen?

J. Weil ihm seine Mutter gestorben ist.

T. Allerdings. Wenn er nun auch keinen Vater mehr hätte: so würde er noch unartiger seyn. Bedenkt selbst, was für elende und unartige Kinder ihr jetzt seyn würdet, wenn Vater und Mutter sich nicht um euch bekümmern wollten, oder nicht mehr lebten; wenn niemand wäre, der für eure Nahrung, Kleidung, Gesundheit und Erziehung sorgte! Begreift ihr es denn nun, daß ihr euern lieben Aeltern Dankbarkeit schuldig seyd?

H. Ey freylich! aber wie sollen wir denn dankbar seyn?

T. Wie? das wird euch selbst beyfallen, wenn ihr nur immer daran denkt, wie viel Gutes ihr von euern lieben Aeltern empfangen habt und noch empfangt. Bisweilen will ich euch selbst Gelegenheit dazu verschaffen.

O verschaffen Sie uns diese Gelegenheit sogleich, lieber Herr Tillmann! sagten beyde.

Nun, fuhr Herr Tillmann fort, so will ich euch einen guten Rath geben: gehet

het täglich einige Mahl zu euern lieben Aeltern, und fragt sie, ob ihr nicht etwas für sie thun könntet. Da wird sich immer Gelegenheit finden, ihnen dankbar zu seyn.

Dieß wollen wir wirklich thun, sagten beyde, und liefen, sobald sie von Herrn Tillmann waren entlassen worden, sogleich, Heinrich zum Vater, und Julie zur Mutter.

Du kannst mir, sagte die Mutter zu Julien, eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn du bey dem Conrad bleibst, und ihn unterhältst, bis ich wieder komme.

Mit Freuden übernahm Julie diesen Auftrag. Die Mutter setzte den Conrad auf die Erde; kaum aber war sie znr Thür hinaus: so fing Conrad jämmerlich an zu schreyen und streckte die kleinen Arme nach der Mutter aus. Julie wollte ihn zum Schweigen bringen; sey stille, lieber Conrad! sagte sie; bald kommt die Mutter wieder, nimmt dich auf den Schoos, gibt dir Zwieback und Milch. — Aber Conrädchen hörte nicht zu, und schrie daß es braun im Gesichte wurde. Es konnte ja auch nicht an-

ders seyn: weil Conrad noch so klein war, daß er von allen Reden seiner lieben Schwester kein Wort verstand. Julie, die dieß nicht bedachte, wollte ungeduldig werden; zum Glück fiel ihr aber noch ein, daß sie sonst, als sie noch klein war, eben so geschrieen, und ihre gute Mutter doch mit ihr Geduld gehabt habe. Dafür, dachte sie, mußt du jetzt dankbar seyn.

Sie beruhigte sich also und überlegte, wie sie den Bruder Conrad zum Schweigen bringen wolle. Da fiel ihr Rumex, des Vaters Hund, in die Augen, der ausgestreckt in der Stube lag und der Ruhe pflegte. Halt, dachte sie, der soll mir gute Dienste thun. Rumex! rief sie, komm her zum Conrad! Rumex richtete den Kopf in die Höhe, zeigte aber keine Lust aufzustehen. Julie rief stärker: Rumex, komm sogleich her! Da richtete er sich endlich auf, wedelte mit dem Schwanze und trat vor den Conrad.

Dieser machte große Augen und hörte auf zu schreyen.

Ru-

Rumer, sagte Julie, tanz' ein Mahl, daß es Conrädchen sieht! Da richtete er sich empor, trat auf die Hinterpfoten und tanzte. Julie tanzte mit und trillerte ein Liedchen dazu. Da lachte Conrad und drückte seine Freude durch Stimme und Geberden aus.

Das hast du gut gemacht, liebe Julie, sagte die Mutter, die eben jetzt in das Zimmer trat. Du hast mir, und Conraden eine große Gefälligkeit erzeigt.

Wirklich? antwortete Julie; wenn ich doch der lieben Mutter, die mir so viel Gutes gethan hat, immer gefällig seyn könnte!

Heinrich war indessen auch zu seinem Vater gegangen, um sich zu erkundigen, ob er ihm nicht gefällig seyn könnte.

Dieß kannst du allerdings, sagte der Vater, wenn du mir den Brief, den ich jetzt schreiben will, sogleich auf die Post trägst.

Bis der Brief fertig wurde, mußte er auf des Vaters Stube warten; dann erhielt er ihn mit dem Auftrage, sich ja nicht aufzuhalten, damit nicht etwa die Post abginge, ehe der Brief ankäme.

Freu=

Freudig nahm er den Brief und flog damit zur Thüre hinaus. Als er um die Ecke seines Hauses kam, stieß er auf einen großen Trupp Leute. Was gibt's hier? fragte er. Da reiten zwey Kosaken, mit großen Bärten, erhielt er zur Antwort.

Kosaken? sagte er, die habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Schon schloß er sich an den Trupp an, um mit zu ziehen und die Kosaken recht genau zu betrachten. Da fiel ihm ein, daß er die Post versäumen könnte, wenn er seine Neugier befriedigen wollte. Er ließ also die Kosaken reiten, und eilte nach der Post zu. Sehr gut war es, daß er geeilt hatte. Wäre er einige Minuten später gekommen: so würde das Felleisen, in welches man die Briefe legt, geschlossen gewesen seyn, und man hätte des Vaters Brief nicht angenommen.

Jetzt lief er so geschwind er nur konnte, um die Kosaken einzuhohlen; aber weg waren sie. Dieß dauerte ihn zwar; bald aber faßte er sich, und dachte: es ist besser, daß du die Kosaken nicht gesehen hast,

als

als daß du des guten Vaters Auftrag schlecht besorget hättest.

Hast du die Kosaken gesehen? fragte ihn Herr Tillmann, als er in das Haus trat.

Von ferne, war seine Antwort. Ich konnte mich aber bey ihnen nicht aufhalten, weil sonst die Post würde abgegangen seyn, auf welche ich einen Brief vom Vater zu tragen hatte.

T. Gib mir die Hand, Heinrich! du hast gezeigt, daß es dir ein Ernst mit der Dankbarkeit ist. Denn, wenn man dankbar seyn will, muß man auch, seinen Wohlthätern zu Liebe, manches Angenehme entbehren können.

Dieser Tag endigte sich sehr vergnügt. Die Aeltern freueten sich, daß sie so dankbare Kinder hatten, Herr Tillmann war vergnügt darüber, daß seine Zöglinge seinen Rath befolgt hatten, und die Kinder befanden sich ungemein wohl, wann sie daran dachten, daß sie gegen ihre lieben Aeltern dankbar gewesen waren.

Herrn Tillmann war aber noch eine besondere Freude zugedacht. Als er in das Speisezimmer trat, fand er da noch einen Gast, den er gar nicht erwartet hatte; es war — seine alte Mutter. Du hier? fragte er voll Verwunderung.

M. Ey ja wohl bin ich hier! Herr Ehrenfried hat mich einladen lassen.

T. Der liebe Mann!

M. Ja wohl ist er ein lieber Mann. Du weißt noch nicht alles, was er für mich gethan hat. Ich bin den ganzen halben Tag schon hier gewesen.

T. Da hat er dich wohl mit Speise und Trank erquicken lassen?

M. Er hat weit mehr gethan. Die gute Frau Hedwig erkundigte sich sehr genau nach meinen Umständen, auch mußte ich ihr meine Wohnung von innen und außen beschreiben, und da sie erfahren hatte, daß ich am andern Ende der Stadt in einer engen Gasse wohnete, blickte sie mich freundlich an, und sagte: da wäre es Ihnen wohl lieb, wenn Sie dem guten Sohne näher

wären? Da ich dieß nicht läugnen konnte, fuhr sie fort: mein Mann hat in der nächsten Straße noch ein kleines Haus, wo Sie sehr bequem wohnen, und den lieben Sohn täglich sehen können. Er läßt Sie bitten dasselbe zu beziehen. Wollen Sie seine Bitte erfüllen?

Ach! sagte ich, das wäre eine große Wohlthat für mich alte Frau, wenn ich meinem Sohne so nahe wäre! aber was soll ich denn Miethzins geben? Davon wollte sie aber gar nichts hören, und meynte ihr Haus stände ja ohne dieß leer, und es geschähe ihrem Manne eine Gefälligkeit damit, wenn es bewohnt würde.

Sie wollte eben weiter reden, als Herr Ehrenfried selbst herein trat. Der gerührte Tillmann eilte auf ihn los, faßte seine Hand und wollte etwas sagen. Herr Ehrenfried ließ ihn aber nicht zum Worte kommen, und sagte: kein Wort weiter, lieber Freund! Sie haben meine Kinder Dankbarkeit gelehrt — soll denn der Vater weniger dankbar seyn? Ich wußte keine andere Art,

mei-

meine Dankbarkeit auszudrücken, als daß ich Ihre gute Mutter in Ihre Nähe brächte. Habe ich Ihnen damit Freude gemacht: so bin ich zufrieden.

So mußte denn Herr Tillmann schweigen, und konnte bloß durch einen Händedruck seine Rührung zu verstehen geben, wie sehr er Herrn Ehrenfrieds Güte schätze.

Neunter Abschnitt.

Des Nachts wurde Frau Hedwig aus ihrem Schlafe aufgeschreckt. Sie hörte Julien weinen, und lief deßwegen geschwind zu ihrem Bette. Da lag die gute Julie, naß von Thränen, schluchzend, und rief immer, Mutter! Mutter! beste Mutter!

Die Mutter schüttelte sie, und fragte: was fehlt dir denn Julie?

Da richtete sie sich empor, sperrte die Augen weit auf, und sah die Mutter starr an: dann schrie sie: bist du es Mutter?

M. Du siehst es ja, daß ich es bin.

J. Lebst du noch?

M. Mädchen, du träumst. Du siehst ja, daß ich noch lebe.

Da fiel ihr Julie um den Hals, schluchzete und sagte, beste Mutter: ich dachte du wärest gestorben. Da sie sich einigermaßen gefaßt hatte, fuhr sie fort: mir träumte liebe Mutter, Du wärest todt; sie hatten dich in einen Sarg gelegt, und dir ein weißes Kleid angezogen mit schwarzen Schleifen: um den Sarg brannten Wachslichter. Hernach deckten sie den Sarg zu, legten ein schwarzes Tuch drauf und trugen ihn fort. Ach! das jammerte mich. Da tragen sie, dachte ich, die liebe Mutter, die dir so viel Gutes gethan hat! Du bist nicht dankbar genug gegen sie gewesen; nun hast du sie nicht mehr, und kannst ihr nicht mehr danken. Da rief ich: Mutter! beste Mutter!

O wie froh bin ich, daß ich Dich noch habe, liebe Mutter! Nun will ich auch recht dankbar gegen Dich seyn.

Die Mutter küßte Julien, und bath sie, nun ruhig zu seyn. Dann legte sie sich wieder nieder, Julie that es auch, und fiel in einen sanften Schlaf, der bis zum Anbruch des Tages dauerte.

Sie erzählte dann den Traum ihrem Bruder und Herrn Tillmann, und dieser rieth beyden, sie möchten gegen ihre Wohlthäter dankbar seyn, so lange sie sie hätten: weil ein kleiner Zufall ihnen den Tod zuziehen könnte, und es sehr schmerze, wenn man Wohlthäter begraben müsse, gegen die man nicht dankbar genug gewesen wäre.

Hier traten beyden Kindern die Thränen in die Augen, und sie gaben einander die Hände darauf, daß sie, bey jeder Gelegenheit, ihren lieben Aeltern ihre Dankbarkeit beweisen wollten.

Sie hielten auch ihr Wort, und befanden sich ungemein wohl dabey. Sonst mußten ihnen die Aeltern immer befehlen, was sie thun sollten, jetzt aber warteten sie nicht die Befehle der Aeltern ab, sondern kamen ihnen immer durch ihre Gefälligkeit zuvor.

Am Abende jedes Tages erzählte gemeiniglich Ein Kind dem andern, wodurch es seinen Aeltern seine Dankbarkeit bewiesen hätte, und beyde freueten sich darüber.

Zehnter Abschnitt.

Herr Tillmann gab ihnen immer neue Gelegenheit, ihre Dankbarkeit gegen die guten Aeltern zu beweisen. Als er einmahl mit ihnen spatzieren ging, blieb Julchen zurück. Julchen! rief er, wo bleibst du denn so lange? Da kam sie ausser Athem, und zeigte eine Hand voll Veilchen. Die habe ich, sagte sie, für meine gute Mutter gepflückt. Sie wird sich freuen, wenn ich sie ihr bringe.

Das wird sie, fuhr Herr Tillmann fort. Ach das war auch meine größte Freude, da ich noch in euerm Alter war, lieben Kinder, wenn ich meinen Aeltern etwas bringen konnte, das ihnen angenehm war. Deßwegen

wegen liebte ich mein Gärtchen so sehr. Den ganzen Frühling und Sommer arbeitete ich darin, grub es um, besäete, bepflanzte, begoß es, raufte das Unkraut daraus. Wann ich dann meiner guten Mutter einen Korb voll Salat, oder Bohnen bringen, wann ich meinem lieben Vater einen Teller voll Radieschen, die er sehr liebte, auf den Tisch schieben oder Rosmarin, Thymian und Blumen abschneiden, und ihnen daraus Sträußchen winden konnte — ihr könnt nicht glauben lieben Kinder, was dieß meinen lieben Aeltern, und mir für Freude machte, noch größere Freude, als dir deine Veilchen; denn was ich brachte, das hatte ich selbst hervorgebracht, das hatte mir Mühe gekostet.

Woher bekamen Sie denn Ihren Garten? fragte Heinrich.

Von meinem Vater, antwortete Herr Tillmann.

Weißt du, Julie, fuhr Heinrich fort, was ich thun will? Ich will den Vater bitten, daß er mir auch einen Garten gibt.

Julie versicherte, daß sie es auch thun würde, und Herr Tillmann versprach, daß er ihnen bey der Bearbeitung des Gartens beystehen wolle.

Nun wurden allerley Anschläge gemacht, was sie in ihre Gärten säen und pflanzen wollten. Ich säe Gurken, die ißt die Mutter so gern, und Salat und Radieschen, die dem Vater so lieb sind, sagte Heinrich; Julie aber meynte, sie wolle lieber Blumen, Thymian, Lavendel und Rosmarin ziehen, und Sträuße daraus für den Vater und die Mutter winden..

Das soll mir lieb seyn, sagte jemand hinter ihnen.

Sie dreheten sich um — ach! da war der liebe Vater selbst da. Heinrich faßte seine linke und Julie seine rechte Hand, und beyde bathen: lieber Vater, gib uns doch einen Garten!

V. Was wollt ihr denn damit thun?

H. Ich will ihn besäen.

V. Womit denn?

H. Mit allerley, mit Gurken, mit Salat und dergleichen.

V. Wenn willst du denn die Gurken säen?

H. Morgen.

V. Morgen? wenn sie aufgehen, so kommt dann ein Frost und sie erfrieren.

H. Ach! lieber Vater! Gib mir und Julien nur einen Garten: wir wollen ihn gewiß gut bearbeiten. Was wir nicht wissen, das weiß der liebe Herr Tillmann; und dieser hat uns versprochen, daß er uns bey der Gartenarbeit beystehen will.

Herr Tillmann versicherte, daß er es mit Vergnügen thun wolle.

Nun, sagte Herr Ehrenfried, an einem Garten soll es euch nicht fehlen, wenn ihr ihn nur bearbeiten wollet. Ich bin jetzt gerade auf dem Wege nach meinem Garten, da kann ich euch ja ein Stück davon anweisen.

Schön! schön! riefen die Kinder, das soll eine rechte Lust werden, und hüpften neben dem guten Vater nach dem Garten zu.

Als sie da angekommen waren, ging Herr Ehrenfried ein paar Mahl im Garten auf und ab, dann stand er stille, und sagte: hier lieben Kinder! dieser Platz von der Mauer bis zu diesem Wege soll von nun an euer seyn.

Ich danke guter Vater, sagten beyde, und küßten ihn.

Noch größere Freude hatten sie, da ihnen der gute Vater aus seiner Tasche allerley Sämereyen hohlete, und sie damit beschenkte.

Welche von diesen Sämereyen kann ich denn zuerst aussäen, lieber Herr Tillmann? fragte Heinrich, und erhielt zur Antwort, Möhren und Salat.

Geschwind' ergriff er den Möhrensamen und wollte ihn aussäen.

So geschwind geht es nicht, lieber Heinrich! sagte Herr Tillmann. Erst müssen wir das Land umgraben, die Erdschollen mit dem Rechen klein machen, und es in Beete abtheilen. Für die Julie möchte diese Arbeit wohl zu schwer seyn. Ich erbiete

biete mich also, daß ich sie übernehmen will. Soll ich auch für dich graben?

Heinrich, statt zu antworten, sprang fort und hohlte zwey Grabscheite herbey, die an der Mauer lehnten. Eins gab er Herrn Tillmann, mit dem andern fing er selbst an zu arbeiten. Er benahm sich aber dabey so ungeschickt, daß Herr Ehrenfried und Herr Tillmann darüber lachen mußten. Herr Tillmann ergriff nun das Grabscheit, grub, und zeigte ihm die Vortheile, die er bey dem Graben zu beobachten hätte; Heinrich nahm das Grabscheit wieder, faßte und führete es so, wie er es von seinem Lehrer sah, und nun ging es schon besser. Der Vater sah zu, aber nicht lange; dann zog er seinen Rock aus, nahm einen Rechen, riß damit die Erdschollen auseinander und machte das Land eben.

Eine Viertelstunde mochte wohl die Arbeit gedauert haben, da stellte Heinrich sein Werkzeug in die Erde und sagte: ach! ich hätte nicht geglaubt, daß das Graben eine so sauere Arbeit wäre. Ich kann nun wirk-

lich

lich nicht mehr. Die Arme thun mir wehe, ich schwitze am ganzen Leibe, und hier in der Hand — was ist denn dieß? da ist ja Blut!

Weiter nichts ist es, sagte der Vater, als eine Blutblase. Solche Blasen zeigen sich insgemein in Händen, die nicht an die Arbeit gewöhnt sind, und deßwegen eine weiche Haut haben, wenn sie einmahl nur etwas schwere Arbeit verrichten. Ist die Haut aber, nach und nach durch die Arbeit, härter geworden: so fallen die Blutblasen weg.

Jetzt hast du genug gearbeitet, lieber Sohn! Laß uns nun zu Hause gehen. Wenn du diese Arbeit täglich fortsetzest: so wird sie dir immer leichter werden. Dann wirst du auch mehr Kraft in deine Arme bekommen und stark werden. Weißt du noch was du dir vor einiger Zeit vornahmst? Daß du stark werden wolltest, damit du einmahl deinem Nebenmenschen in der Noth beystehen könntest? Grabe fleißig, hacke oft und treibe die übrigen Arbeiten,

die mit dem Gartenbau verknüpft sind; dann wirst du gewiß Kraft bekommen, in der Noth deine Nebenmenschen zu retten. Ach der Gartenbau ist so angenehm, so gut zur Erhaltung der Gesundheit, und Stärkung des Leibes, daß ich wünsche, alle Kinder möchten sich damit beschäftigen. Freylich können es nicht alle, weil gar viele keine Hand breit Erde besitzen, die sie bearbeiten könnten, bey manchen auch andere Hindernisse eintreten. So habe ich zwar einen Garten, aber ich bin mit Geschäften so überladen, daß ich euch zum Gartenbau nicht anführen kann. Kinder aber, die einen Garten, und einen so guten Aufseher, wie ihr, haben, der ihnen zum Gartenbaue Anleitung gibt, die müssen fleißig im Garten arbeiten. Ich freue mich daher herzlich, daß ihr Lust dazu zeiget, und Ihnen, lieber Herr Tillmann, danke ich sehr, daß sie meine Kinder dazu anführen wollen.

Den folgenden Tag fand sich Heinrich wieder bey der Gartenarbeit ein, und versicherte, daß sie ihm schon etwas leichter

sey. In der Folge wurde sie ihm noch leichter, und er wurde weit stärker als die Kinder des Herrn Schreuming, die neben ihm wohnten.

Sobald der Garten umgegraben war, theilte ihn Herr Tillmann in Beete ab, gab jedem Kinde einige, und nun fingen sie an dieselben zu besäen. Als sie den folgenden Tag in den Garten kamen, sprangen sie nach ihren Beeten, um zu sehen, ob der ausgesäete Same aufgegangen sey. Sie bemerkten aber nichts davon. So sahen sie täglich darnach, ohne etwas Aufgegangenes zu bemerken. Endlich als sie einmahl nach einem eingefallenen Regenwetter wiederkamen, rief Julie: Heinrich, komm geschwind her! mein Salatsamen ist aufgegangen. Meiner auch, rief Heinrich.

Das war eine Freude, wie sie lange keine empfunden hatten. Bald war der Salat so groß, daß sie ein Körbchen voll ausstechen konnten. Sie schlichen sich damit in die Küche, ließen ihn heimlich zubereiten und bey der Mahlzeit auf den Tisch setzen.

Gar Salat? sagte die Mutter. Die Freundlichkeit der Kinder und ihr heimliches Flistern ließen ihr bald merken, wem sie ihn zu verdanken hätte. Vater und Mutter, auch der kleine Carl versuchten ihn und versicherten, daß er sehr gut sey. Heinrich sagte, in seinem Leben habe ihm noch kein Salat so gut geschmeckt, als dieser, den er selbst gezogen hätte.

So verschaffte den Kleinen ihr Garten den ganzen Sommer hindurch Freude. Bald ging etwas auf, das sie gesäet hatten, bald konnten sie etwas ernten, und auf den Tisch liefern. Ein Mahl zeigten sich Blüthen, ein anderes Mahl konnte Julchen einen Strauß für die gute Mutter abschneiden, und sie dankten sehr oft ihrem lieben Lehrer dafür, daß er ihnen die Gelegenheit gezeigt hätte, sich und andern so viele Freude zu machen.

Eilfter Abschnitt.

Ein Mahl ging Herr Tillmann aus, um mit seinen Zöglingen Pflanzen einzutragen. Dieß geschah täglich, nicht bloß um daran zu riechen und Sträuße daraus zu machen, sondern um die Kinder die Nahmen der Pflanzen zu lehren, und ihnen zu zeigen, wodurch man Eine Pflanzenart von der andern unterscheiden könne. Die Kinder waren dabey immer sehr vergnügt, und wenn eins eine neue Blume fand, so freuete es sich mehr als ein leckerhaftes Kind, wenn es von seiner Großmutter ein Stück Torte geschenkt bekommt.

Dießmahl würden sie aber in ihrem Pflanzensuchen unterbrochen, und zwar durch eine Kutsche, welche auf sie zu gerollt kam. Sie verließen den Acker, auf dem sie Pflanzen eingesammelt hatten, und liefen nach der Straße zu, um zu sehen, wer in der Kutsche wäre. Sie kam immer näher, immer näher. Heinrich sagte: vielleicht sitzt

gar der gute Herr Amtmann Siegfried darin.

Er ists! rief Julie aus, er ists wirklich! Herr Tillmann! Kommen Sie geschwind her! da kömmt der gute Herr Amtmann Siegfried!

Julie hatte recht gesehen. Es war wirklich der Herr Amtmann, nebst seinem Sohne Stephan. Sobald der Herr Amtmann die Gesellschaft erblickte, ließ er den Kutscher halten, öffnete den Schlag, und wollte die Kinder einladen, sich zu ihm zu setzen. Ehe er aber seine Einladung anbringen konnte, waren sie schon zu ihm hineingehüpft und drückten ihm die Hände.

Wer ist der Herr, fragte der Amtmann, der bey euch ist, lieben Kinder?

Unser lieber Lehrer Herr Tillmann, antwortete Julchen.

Der muß sich auch zu uns setzen, sagte der Herr Amtmann, sprang aus der Kutsche, und stieg nicht eher wieder herein, bis Herr Tillmann sich eingesetzt hatte. Freylich war der Raum etwas enge für fünf

Personen; da aber der Herr Amtmann Julchen auf den Schooß nahm, so hatten doch alle Platz.

Nun trabten die Pferde fort, und brachten bald die Gesellschaft vor Herrn Ehrenfrieds Haus. Hier freuete sich Alles, die Angekommenen und diejenigen die sie empfingen. Selbst Stephan lächelte bisweilen.

Julchen war aber ausgelassen vor Freuden, und so laut, daß die Erwachsenen kaum mit einander sprechen konnten. Da der Herr Amtmann sie nach dem Nahmen der Pflanzen, die sie in ihrer Schürze trug, gefragt, und sie deßwegen gelobt hatte, daß sie sie alle zu benennen wußte: so wollte sie ihre Gelehrsamkeit recht zeigen, schoß wie ein Pfeil die Treppe hinunter, hohlte eine Hand voll Blumen aus ihrem Garten, zeigte sie dem lieben Gaste und sagte: sehen Sie, Herr Amtmann! Hier ist Viola odorata; Hier Hesperis matronalis! Hier —

Die Mutter wurde darüber unwillig, zog sie bey Seite, und sagte: Kind! mäßige

ßige dich doch in deiner Freude! Wenn du dich so unmäßig freuest: so handelst du ja ganz unvernünftig. Du bist ja so laut, daß der Vater kein Wort mit dem Herrn Amtmanne sprechen kann. Und wie du prahlst mit den botanischen Nahmen, die dich Herr Tillmann gelehrt hat. Schickt sich eine solche Prahlerey wohl für ein sittsames Mädchen? Gesetzt, Stephan hätte Herrn Tillmann zum Lehrer bekommen, und du nicht, und Stephan wollte nun mit dem, was er von seinem Lehrer gelernt hätte, in deiner Gegenwart so prahlen, würde dich dieß nicht kränken? So beträgt sich ja meine Julie sonst nicht. Daran ist aber bloß deine unmäßige Freude Schuld. Mäßige dich also, Kind!

Die Mutter ging dann wieder zur Gesellschaft, Julie folgte ihr nach, und war jetzt wirklich nicht mehr so laut. Aber ihre Freude konnte sie doch noch nicht ganz mäßigen. Da der Herr Amtmann von einem Bilderbuche sprach, das er für die Kinder mitgebracht, und in seinem Wagen liegen

ge-

gelassen hätte: so rief sie gleich: ein Bilderbuch? Für uns? Hörst du Heinrich? Der gute Herr Amtmann hat uns ein Bilderbuch mit gebracht. Darf ich es hohlen? und, ohne die Antwort abzuwarten, sprang sie zur Thür hinaus. — Kaum war sie aber fort: pautz! Da hörte man einen Lärmen auf dem Vorsaale, als wenn ein Dutzend Tassen zerschlagen würden.

Die ganze Gesellschaft erschrak darüber, Hedwig eilete nach der Thür zu, und öffnete sie. Da hatte sie einen sehr unangenehmen Anblick, die Scherben von acht Theetassen, der Theekanne, Milchkanne, und Zuckerbüchse, alles lag auf der Erde und ein Bächlein von Milch mit Thee vermischt, floß zwischen denselben hin. Die Magd stand erschrocken dabey, und Julie erwartete zitternd, mit einem jammervollen Blicke, die Vorwürfe der Mutter.

Was gibt's denn hier? fragte die Mutter.

Liebe Mutter! sagte Julie mit verzogenem Munde und nassen Augen — ich will es nie wieder thun.

Ich

Ich will aber wissen, was es hier gibt! fuhr die Mutter fort.

Julie konnte nur weinen, die Magd mußte statt ihrer antworten. Denken Sie nur, sagte sie, Frau Ehrenfried! wie es mir geht; da bringe ich den Thee, wie Sie mir befohlen hatten, und ehe ich mich versehe, kommt Jungfer Julie auf mich so stark zugerennt, und stößt mich so heftig, daß mir das Theezeug alles aus der Hand fällt. Auf mich dürfen Sie wirklich nicht böse seyn, ich bin ganz unschuldig.

Und was sagte Hedwig dazu? schlug sie Julien hinter die Ohren? schalt sie die Magd? Keines von beyden. Sie hatte sich gewöhnt ihren Unwillen zu mäßigen. Ganz gelassen ging sie zu dem Porzellanschranke, gab der Magd anderes Theezeug, mit dem Auftrage, sogleich andern Thee zu machen, dann wendete sie sich an Julien. Julie! sagte sie, ich habe es dir vorhin gesagt, daß du dich in deiner Freude mäßigen sollst. Denn wer sich in der Freude nicht zu mäßigen weiß, der

denkt nicht mehr über seine Handlungen nach und begeht eine Unbesonnenheit nach der andern. Du hast mir nicht gefolgt, nun siehst du, was du damit ausgerichtet hast. Jetzt lies gleich die Scherben auf, und wische mit einem alten Lappen den Thee und die Milch auf. Die Magd ist nicht deßwegen hier, daß sie — Liebe Mutter vergib mir nur! sagte Julie, ich will gern —

Hedwig ging wieder zur Gesellschaft ohne sie anzuhören, und Julie that sogleich was ihr die Mutter befohlen hatte. Julie erhielt nun zwar weiter keine Vorwürfe von der Mutter, allein ihre Freude war nun für den ganzen Tag dahin. Da die ganze Gesellschaft fröhlich war, so saß sie immer betrübt da. Sie hatte es auch Ursache. Vor kurzem erst hatte sie sich vorgenommen, der guten Mutter recht viele Freude zu machen, nun hatte sie ihr durch ihre ausgelassene Freude ein Schrecken verursacht, und sie um ihr Porzellan gebracht.

Zwölfter Abschnitt.

Nach Tische wurde ein allgemeiner Spaziergang in des Herrn Ehrenfried Garten gemacht, wo Stephan, der bisher immer ganz stille gewesen war, anfing aufzuleben, und sich mit Heinrich über den schönen Garten zu freuen.

Sein Vater führte ihn darauf bey Seite und fragte ihn: wie gefällt es dir hier, Stephan?

St. Gut, Vater!

V. Möchtest du wohl hier bleiben?

St. Nein, Vater!

V. Willst du nicht wenigstens einige Wochen, bey diesem lieben Heinrich, seinen vortrefflichen Aeltern, und dem braven Herrn Tillmann bleiben? Wenn es dir dann nicht gefällt, so kann ich dich ja immer wieder zurück nehmen.

St. Ich bleibe nicht hier.

V. Wenn ich es aber haben will?

St. Ich bleibe nicht hier.

Jetzt kam Herr Ehrenfried gegangen und der Herr Amtmann brach das Gespräch sogleich ab: weil er sich schämte einen so unartigen Sohn zu haben.

Gegen Abend wurde des Herrn Amtmanns Wagen vor die Thür gerückt. Stephan besah ihn von hinten und von vorne, und, da er den Koffer nicht mehr sahe, der erst drauf gebunden war: so fragte er den Kutscher: wo ist denn der Koffer?

Der bleibt hier, junger Herr, antwortete Christoph. Da merkte Stephan, daß sein Vater beschlossen hätte, daß er auch hier bleiben sollte. Was that er? geschwind setzte er sich in den Wagen. Sein Vater nahm indessen von der Gesellschaft Abschied, in welcher er einen vergnügten Tag zugebracht hatte. Dann fragte er: wo sein Stephan sey? und da es niemand wußte: so sagte er, er wird bey Seite gegangen seyn; desto besser für uns beyde; so erspare ich ihm und mir den Schmerz der Trennung. Küssen Sie ihn, lieber Herr Ehrenfried!

in

in meinem Nahmen, und sagen ihm, ich würde ihn bald besuchen. Nun drückte er Herrn Ehrenfried nochmahls die Hand, und stieg in den Wagen ein.

Ganz kam er aber nicht hinein, denn, da er den einen Fuß hinein gesetzt hatte: so erblickte er seinen Stephan, der sich ganz in die Ecke gedrückt hatte.

Erschrocken trat er zurück, und sagte: Stephan ist in dem Wagen. Was ist hier zu thun?

Hier zu thun? sagte Herr Tillmann, dafür lassen Sie mich sorgen. Er trat also vor den Wagen, und sagte: lieber Stephan! hat dir dein guter Vater nicht gesagt, daß du bey uns bleiben sollst?

Ich will aber nicht, antwortete Stephan.

Du willst nicht? fuhr Herr Tillmann fort, du willst dem guten Vater nicht gehorchen? Wenn du nicht willst, so mußt du. Ohne weitern Wortwechsel faßte er ihn mit beyden Händen unter die Arme, trug ihn aus dem Wagen, und immer nach

dem Hause zu. Stephan fing ein so schreckliches Geschrey an, daß alle Nachbarn die Köpfe aus den Fenstern steckten, um zu sehen, was sich für ein Unglück zugetragen hätte.

Der gute Herr Amtmann wollte wieder zurück gehen, um den Stephan zu beruhigen. Herr Ehrenfried ließ es aber nicht zu. Bey diesem Kinde, sagte er, ist alles Zureden umsonst. Das muß ganz anders behandelt werden. Ueberlassen Sie es nur dem Herrn Tillmann, der wird es schon zu behandeln wissen. So stieg denn der Herr Amtmann mit sehr schwerem Herzen in den Wagen und fuhr ab.

Herr Tillmann trug indessen den Stephan in sein Zimmer. Kaum hatte er ihn daselbst losgelassen: so schoß er, wie ein wildes Thier, nach der Thür zu, um davon zu laufen. Aber Herr Tillmann, der dieß vorher merkte, hatte sie verschlossen. Da brüllte er, und trat mit den Füßen vor die Thür.

Stephan! sagte Herr Tillmann, willst du mich anhören?

Nein, ich will nicht, antwortete er, ich will zu meinem Vater, und stampfte dazu auf die Erde.

Gut! sagte Herr Tillmann, wenn du mich nicht anhören willst: so spreche ich kein Wort mehr mit dir, setzte sich auf den Stuhl und las in einem Buche.

Da wurde Stephan immer wüthender, schrie so stark er konnte, und stampfte die Erde, so daß das ganze Haus dadurch beunruhigt wurde. Herr Tillmann las aber fort, ohne sich daran zu kehren.

Herr Ehrenfried, der mit seinem Sohne vor der Thür stand, und hörte wie abscheulich sich Stephan betrug, drückte dem Heinrich, der ganz ängstlich war, die Hand, und sagte: sieh, mein Sohn, wie abscheulich der Zorn ist. Er macht den Menschen zu einem unvernünftigen Thiere.

Endlich war Stephan durch das heftige Schreyen so entkräftet, daß er nicht mehr schreyen konnte, und, da er sah,

daß

daß er mit seinem Zorne doch nichts ausrichtete: so setzte er sich auf einen Stuhl und schlief ein.

Damit er nicht herunter fiel, so setzte Herr Tillmann zwey Stühle auf die Seite. Da die Stunde zum Schlafengehen kam: so zog er ihn aus und legte ihn zu Bette. Stephan bemerkte es nicht, so fest schlief er.

Da er den andern Morgen wieder erwachte: so nahm ihn Herr Tillmann mit auf sein Zimmer und redete ihn sehr ernstlich an. Stephan, sagte er, dein guter Vater hat dich zu uns gebracht, damit du hier erzogen werden sollst: weil er dich, wegen seiner vielen Geschäfte, nicht selbst erziehen kann, und du ein roher und böser Mensch werden würdest, wenn du ohne Erziehung aufwüchsest. Ob du hier bleiben willst oder nicht? darum wirst du nicht gefragt. Du bist ein Kind, und dein Vater ist dein Vater. Ein Kind muß thun, was der Vater haben will. Ein Kind, das dem Vater nicht gehorchet,

das

das ist ein Lotterbube. Bist du denn ein Lotterbube?

Stephan machte bey dieser Rede große Augen und sagte: nein, ich bin kein Lotterbube.

Ich glaube es auch, fuhr Herr Tillmann fort. Du bleibst also bey uns. Bist du nun ein guter Stephan, folgst meinen Vorschriften, verträgst dich mit Heinrichen und Julien, und gibst dir Mühe etwas zu lernen: so bin ich dein Freund, darauf kannst du dich verlassen. Ich werde dir immer guten Rath geben, und mich freuen, wenn ich dir Vergnügen machen kann. Heinrich und Julie werden dich wie ihren Bruder lieben, und ihre guten Aeltern werden dich wie ihr eignes Kind behandeln. Bist du aber widerspänstig, zänkisch und ungezogen: so will ich dir zeigen, wie ein ungezognes Kind behandelt werden muß. Bisher warst du immer bey dem Bedienten und dem Kutscher, und hudeltest diese Leute, wie es dir selbst gefiel. Ich bin aber kein Bedienter, kein

kein Kutscher, ich bin Lehrer und Erzieher der Ehrenfriedschen Kinder, mir darfst du so nicht kommen.

So nachdrücklich war mit Stephan noch nicht gesprochen worden. Er weinte bittere Thränen, gab Herrn Tillmann die Hand und sagte; seyn Sie nicht böse auf mich, lieber Herr Tillmann, ich will gewiß recht gut seyn.

Halte Wort, antwortete Herr Tillmann, und gab ihm einen Kuß.

Nun trug er dem Stephan auf, sich zu waschen, zu kämmen und den Mund auszuspülen, wie es einem guten Kinde zukäme, und ging indessen mit Heinrich und Julien in ein besonderes Zimmer. Vor einigen Tagen, sprach er, sagtet ihr mir, lieben Kinder, daß ihr gegen den Herrn Amtmann Siegfried recht dankbar seyn wolltet; erinnert ihr euch noch?

H. Recht gut.

T. Auch wofür ihr dankbar seyn wolltet?

H. Dafür, daß er unser Haus gerettet hat.

T. Dieß dürft ihr nie vergessen. Womit wollt ihr ihm aber eure Dankbarkeit beweisen?

H. Wir wollen gefällig gegen ihn seyn.

T. Womit denn?

J. Ich will ihm ein Paar Strümpfe stricken.

T. Dieß ist recht gut, er wird eine Freude darüber haben, das ist wahr. Nützen wirst du ihm aber nicht damit. Denn für einen Gulden kauft er sich auch ein Paar Strümpfe. Und was ist ein Gulden für den reichen Herrn Amtmann? Stricke also deine Strümpfe immerhin, liebes Julchen, du wirst deinem Wohlthäter Freude damit machen. Ich will euch aber eine Gelegenheit zeigen, wie ihr ihm einen recht wichtigen Dienst erzeigen könnt. Das liebste, was er hat, ist — weißt du wohl was? Julchen!

J. Stephan.

T. Du hast es getroffen. Einem jeden guten Vater sind, unter allen seinen

Gütern seine Kinder das Liebste. Nichts wünscht also der Herr Amtmann mehr, als daß sein Sohn ein guter Mensch werden möge. Deßwegen hat er ihn zu uns gethan, weil seine vielen Arbeiten ihm nicht erlauben ihn selbst zu erziehen. Wenn nun der Stephan bey uns alle seine Unarten ablegte, und gefällig, folgsam, fleißig würde, das müßte wohl für seinen Vater eine große Freude seyn?

H. Das wollte ich meynen. Aber —

T. Nu? Was willst du denn mit deinem Aber sagen?

H. Aber ich glaube nicht, daß er gut wird. Er ist ja gar zu ungezogen.

T. Das kommt vorzüglich auf euch an, lieben Kinder! Er wird gewiß seine Unarten ablegen, er wird gewiß ein guter Mensch werden, wenn ihr ihn mit erziehen wollt.

H. Wir? wie könnten wir das?

T. Ich will es euch sagen. Ihr müßt ihm immer ein gutes Beyspiel geben, selbst immer euch so betragen, wie ihr wollt, daß Stephan sich betragen soll, und — mit

sei-

seinen Fehlern Geduld haben. Wollt ihr dieß wohl thun?

Beyde. Gewiß lieber Herr Tillmann.

T. Nun so geht hin, und bietet ihm recht freundlich einen guten Morgen.

„Guten Morgen lieber Stephan! Du bleibst ja bey uns. Das ist schön! da wollen wir recht vergnügt mit einander seyn.“ So sagte Heinrich zu ihm. Julie that ein gleiches, und Stephan gab ihnen treuherzig die Hand.

Das Frühstück wurde nun vergnügt verzehrt, und dann die Lehrstunden besucht, in welchen Stephan sich auch gut betrug.

Dreyzehnter Abschnitt.

Nach geendigten Lehrstunden nahm Herr Tillmann Julchen besonders vor. Julchen, sagte er, wie steht es mit dem Theezeuge, das du gestern zerbrochen hast?

Julchen weinte und wollte sich weitläuftig entschuldigen.

Entschuldige dich nicht, liebes Kind! antwortete Herr Tillmann. Daß du es nicht vorsetzlich zerbrochen hast, weiß ich, daß du aber durch deinen Leichtsinn diesen Schaden angerichtet hast, kanst du nicht läugnen. Jetzt ist nur die Frage wer das zerbrochene Porzellan bezahlen soll. Die Magd? (Julchen schluchzte) von dieser kann man es nicht verlangen, denn diese ist ja ganz unschuldig. Die Mutter? (Julchen schluchzte noch heftiger) diese ist noch weniger an dem Zerbrechen Schuld. Wer soll es also bezahlen? was meynst du?

Ich, lieber Herr Tillmann! antwortete sie.

Du hast recht, liebes Kind! W e r d e m a n d e r n S c h a d e n z u f ü g t, d e r m u ß d e n S c h a d e n, s o g u t e r k a n n, e r s e t z e n. Er mag den Schaden mit Vorsatz, aus Leichtsinn, oder aus Versehen, angerichtet haben. Das hilft nichts, er muß ihn ersetzen.

Wenn

Wenn ich nur so viel Geld habe, daß ich das Porzellan bezahlen kann! sagte Julchen.

Wir wollen sehen, antwortete Herr Tillmann. Jetzt gehe nur hin und bringe herbey was du hast, dann wollen wir zusammen in den Laden wandern, und dafür Porzellan einkaufen.

Da brachte denn Julchen ihr Beutelchen, in welchem sich die zwey Ungrischen Dukaten, die sie von ihrer Frau Pathe bekommen, und ein Paar Laubthaler, die sie, für allerley kleine Arbeiten, von der Mutter erhalten hatte, befanden.

Im Laden wurden nun wieder alle die Stücke gekauft, die Julchen zerbrochen hatte, und die von eben der Güte und von eben dem Muster, wie die zerbrochnen, waren. Julchen mußte bezahlen, und bekam, von ihrer ganzen Baarschaft, nichts wieder, als einen halben Laubthaler, und einige Groschen. Das schmerzte nun freylich. Julchen beruhigte sich aber doch, und dachte bey sich selbst, es ist besser, daß du, wegen

dei-

deines Leichtsinns büßest, als daß die gute unschuldige Mutter Schaden hat.

Jetzt mußte ein Knabe das Porzellan in einem Korbe nachtragen und Herr Tillmann eilte mit Julchen, um es der Mutter einzuhändigen.

Als sie aber vor Herrn Ehrenfrieds Hause ankamen, gab es noch einen kleinen Aufenthalt. Herrn Tillmanns Mutter stand da mit einem Körbchen voll Erdbeeren. Hier sagte sie, lieber Sohn, bringe ich dir ein Paar Erdbeeren, die ich heute für dich im Walde gesucht habe. Ich bin nun alt, und kann nichts mehr für dich thun. Erdbeeren kann ich aber noch suchen, und die ich gefunden habe, bringe ich dir.

Gute Mutter! antwortete der gute Sohn, warum machst du dir solche Mühe? du hast mir ja in meinem Leben Gutes genug gethan; jetzt ist die Reihe an mir, daß ich dir Gutes thue.

Nun das hast du schon gethan, und wirst es auch künftig thun. Jetzt nimm nur die Erdbeeren.

Herr

Herr Tillmann nahm sie an, setzte sie, nachdem die Mutter fortgegangen war, geschwind in seine Stu., und eilte wieder zu Julchen, um, mit ihr, das Porzellan der Mutter übergeben zu können.

Hier, sagte Julchen, liebe Mutter! bring ich dir andres Porzellan, statt dessen, das ich zerbrochen habe. Vergib mir nur meinen Leichtsinn! künftig will ich mich gewiß bessern.

Die Mutter nahm es an. Ja Julie, sagte sie, die Besserung ist das Beste, was du mir geloben kannst. Diese wird dir und mir vielen Verdruß ersparen. Ein herzlicher Kuß, den die Mutter ihr gab, versicherte sie, daß alles vergeben sey.

Vierzehnter Abschnitt.

Mit leichtem Herzen ging sie nun auf Herrn Tillmanns Stube; dieser folgte ihr,

nachdem er sich erst vier Theeschalen hatte geben lassen. In diese, dachte er, willst du die Erdbeeren vertheilen, die dir die gute Mutter gebracht hat, und sie mit deinen lieben Zöglingen verzehren.

Diese Bemühung war aber unnöthig; denn da er auf die Stube kam, so waren sie bereits verzehrt, und er fand nichts als den leeren Korb.

Julie! sagte er, weißt du nicht, wer die Erdbeeren genommen hat, die in diesem Korbe waren?

Sind sie nicht mehr da? antwortete sie. Ich weiß nicht, wer sie genommen hat, weil ich eben jetzt in die Stube getreten bin.

So rufe deinen Bruder! sagte Herr Tillmann, der bey deinem Vater seyn wird!

Heinrich kam, und da er von Herrn Tillmann befragt wurde, wer die Erdbeeren genommen habe? versicherte er, er sey gar nicht auf die Stube gekommen.

So rufe den Stephan bey, sagte Herr Tillmann. Stephan! rufte er im Hause, Stephan! rufte er im Hofe, Stephan rufte

te er im Garten, und kein Stephan antwortete. Herr Tillmann suchte selbst allenthalben nach ihm, aber er fand ihn nicht. Erst da das Zeichen zur Mittagsmahlzeit gegeben wurde, kam er zum Vorschein.

Wo bist du denn gewesen? fragte ihn Herr Tillmann.

Ich war, antwortete er, ein wenig — und nun murmelte er so undeutlich, daß Herr Tillmann kein Wort verstehen konnte.

So sprich doch deutlich, sagte Herr Tillmann, wo warst du denn?

Er murmelte aber eben so undeutlich. Herr Tillmann merkte etwas, und Heinrich und Julie merkten auch etwas, und gaben es einander durch Mienen zu verstehen. Herr Tillmann stellte sich aber, als wenn er nichts merkte, und untersuchte die Sache vor der Hand nicht weiter, um das Vergnügen der Tisch-Gesellschaft nicht zu stören.

Sie setzte sich. Jedes nahm seine Serviette ruhig vom Teller, nur mit Julien ging eine Veränderung vor, als sie die Ser-

viette weggenommen hatte. Sie wurde blutroth, sah vor sich nieder auf den Schooß, dann fielen einige Thränen aus den Augen, und sie mußte am Ende das Schnupftuch vor das Gesichte halten, um ihren Thränen freyen Lauf lassen zu können.

Was muß es hier geben? dachte jedes; nur wenige konnten es errathen.

Julie fand nämlich, als sie die Serviette wegnahm, auf ihrem Teller einen Brief, auf welchem stand: An Julien. Diese Aufschrift machte, daß sie roth wurde. Sie nahm den Brief weg, und fühlte daß er schwer war; dieß vermehrte ihre Röthe noch mehr. Sie öffnete ihn, fand darin zwey Ungarische Ducaten, und las dabey folgende Zeilen:

Liebe Tochter!

Wenn ich mit dir strenge verfahren will: so kann ich freylich von dir verlangen, daß du das zerbrochne Porzellan ganz bezahlest. Denn wer hat es zerbrochen als du? Da ich aber sehe, daß du deinen Leichtsinn bereuest; so will ich gelinde

mit

mit dir verfahren, und dir von dem Gelde, das du für das Porzellan ausgelegt hast, 2 Ducaten zurück geben. Nur das Silbergeld, das du hast ausgeben müssen, sollst du einbüßen. Ich wünsche nichts mehr, als daß diese Einbuße dich vorsichtiger machen möge. Dann wirst du dir und andern Leuten vielen Verdruß ersparen. Ich bin

Deine
dich herzlich liebende Mutter
Hedwig.

Diese Zeilen waren es, die ihr Thränen auspreßten.

Sobald die Mahlzeit geendigt war, flog sie in die Arme ihrer Mutter, dankte für ihre Güte, und versprach künftig vorsichtiger zu seyn. Die Mutter nahm sie mit auf ihre Stube; Heinrich ging zum Vater, und Stephan — der wollte sogleich entwischen und in den Hof gehen.

Herr Tillmann ließ es aber nicht zu. Wohin? Stephan! sagte er. Du gehst sogleich mit mir auf meine Stube.

Als

Als er auf der Stube war, sah er ganz verwirrt aus, und richtete die Augen bald in diesen bald in jenen Winkel, bald nach der Decke. Stephan! sagte Herr Tillmann, warum bist du so verwirrt?

St. Ich? ich bin nicht verwirrt.

T. Sage mir, bist du ein Lügner, oder liebst du die Wahrheit?

St. Ich bin gewiß kein Lügner.

T. Gut! Wenn du also kein Lügner bist: so beantworte mir ganz bestimmt die Frage, die ich jetzt an dich thun will. Aber lüge nicht. Wisse! daß du es mit einem Erzieher zu thun hast, den kein Lügner hintergehen kann. Hast du nicht die Erdbeeren gegessen, die in diesem Korbe waren?

St. (senkte den Kopf gegen die Erde.)

T. Das ist keine Antwort. Hast du die Erdbeeren gegessen, oder hast du sie nicht gegessen?

St. Ich habe sie gegessen.

T. Dieß habe ich wohl gewußt. Ich wollte aber, daß du es mir selbst gestehen solltest. Es ist gut, daß du es mir gestanden

hast.

hast. Da sehe ich doch, daß du kein Lügner bist. Sage mir aber nur, was dich bewogen hat, meine Erdbeeren zu essen?

St. Mich hungerte gar schrecklich.

T. Hast du deßwegen ein Recht eines andern Erdbeere zu essen? Wenn das gelten soll: so kann ja jeder Bettler, wenn ihn hungert, das Brot oder den Kuchen von dem Beckerladen nehmen. Das darf er aber nicht. Wer dem andern Brot oder Kuchen wegnimmt, der wird als ein Dieb behandelt. Du kannst aber eigentlich so sehr hungrig nicht gewesen seyn: weil du erst vor ein Paar Stunden gefrühstückt hast. Du warst nur lüstern. Du hast nicht gelernt, deine Lüsternheit zu mäßigen. Dieß verleitete dich, meine Erdbeeren wegzunehmen.

St. Ich will es nicht wieder thun, lieber Herr Tillmann!

T. Gesagt ist dieß leicht — ob du es aber halten wirst? Dieß ist eine andere Frage. Stephan! Stephan! Wenn du deine Lüsternheit nicht mäßigen lernst: so

so wirst du erst leckerhaft, dann naschhaft, und am Ende ein schlechter Mensch werden. Deine Lüsternheit wird dich verleiten, daß du die gewöhnlichen Nahrungsmittel nicht mehr gut genug findest, du wirst zugreifen, wo du etwas siehst, wonach dich gelüstet, und am Ende allerley schlechte Streiche machen um deine Naschhaftigkeit befriedigen zu können.

Jetzt bleib hier, und denke selbst nach über das, was du gethan hast.

Herr Tillmann verließ ihn nun und suchte seine übrigen Zöglinge auf.

Kaum sah ihn Heinrich; so fragte er: ists nicht wahr, Stephan hat ihre Erdbeeren gegessen?

Julie kam dazu, und that eben diese Frage an ihn.

Lieben Kinder! sagte er, ich muß es leider gestehen, daß Stephan diese Beeren verzehrt hat; unterdessen war er so aufrichtig, daß er es mir sogleich gestand. Wie ich ihn deßwegen behandeln werde, das

weiß

weiß ich. Es fragt sich nur, wie ihr euch dabey zu benehmen habt.

Das ist abscheulich! sagte Heinrich. Wir dürfen gar nicht mehr mit ihm umgehen.

Aber dadurch, fuhr Herr Tillmann fort, würde er nicht gebessert. Bessern, bessern müssen wir den Sohn unsers Freundes. Deßwegen müssen wir Mitleiden mit ihm haben. Warum ist er so naschhaft? weil er seine gute Mutter zu früh verlor, und sein Vater sich nicht viel um ihn bekümmern konnte. Verdient er deßwegen nicht Mitleiden? Also lieben Kinder! bitte ich euch, verachtet ihn nicht dieses Fehltritts wegen, werft ihm denselben nicht vor, so hoffe ich denn, daß wir ihn nach und nach werden bessern können. Die Kinder versprachen ihm, daß sie es thun wollten.

Stephan hatte unterdessen über seine Naschhaftigkeit nachgedacht, und, da ihm eingefallen war, daß Julie das Porzellan, welches sie zerbrochen hatte, bezahlen mußte; so dachte er: du wirst die Erdbeeren,

die du entwendet hast, auch wohl bezahlen müssen. Er kam also geschlichen, zupfte Herrn Tillmann am Rocke und sagte: hier lieber Herr Tillmann ist das Geld für die Erdbeeren, die ich Ihnen genommen habe.

Daß du die Erdbeeren, die du mir entwendet hast, sagte Herr Tillmann, bezahlest, ist billig, und ich nehme daher dein Geld an. Damit du aber nicht glaubest, als wenn ich über deine Unart deßwegen so viel gesprochen hätte, weil der Verlust mich zu sehr schmerzte, den du mir dadurch verursachtest: so werde ich morgen dieß Geld, in deiner Gegenwart, einem Armen geben. Um deinet willen Stephan! bin ich so unruhig. Wenn du deine Naschhaftigkeit nicht sogleich ablegest: so bist du in Gefahr, ein sehr schlechter Mensch zu werden.

Jetzt schlug die Stunde, in welcher Unterricht ertheilet wurde, deßwegen mußte Herr Tillmann abbrechen.

Am Abende versammelten sich die Kinder um ihn, und bathen ihn, er möchte Ihnen

nen etwas erzählen. Er erfüllte ihre Bitte, und erzählte folgende Geschichte.

Als ich noch auf der Universität war, machte ich einmahl einen Spatziergang mit einem meiner Freunde. Wir suchten den Schatten eines nahen Waldes, setzten uns unter eine Eiche, und erzählten einander, was wir in der vorhergehenden Woche gelernt hatten. Da kam ein äußerst zerlumpter Bettler auf uns los, und bath sehr demüthig, daß wir doch einem armen unglücklichen Manne ein Almosen mittheilen möchten.

Mein Freund sah ihn sehr scharf an und sagte dann: wenn du mir ganz aufrichtig sagst, wie du in dieses Elend gekommen bist: so will ich dir einen Gulden geben. Aber lüge nicht!

Gnädiger Herr! fuhr der Bettler fort, da bewahre mich Gott vor, daß ich lügen sollte. Ich bin ein Kaufmann vom Rheinstrome her, und hatte 50000 Gulden im Vermögen. Da kamen die Franzosen, plünderten mich bis aufs Hemd aus, und steck-

ten dann mein Haus an. Da raffte ich etliche Kleidungsstücke zusammen, die ich bekommen konnte, lief dann fort, und war froh, daß ich mein Leben davon bringen konnte. Sehen sie, gnädiger Herr! so bin ich in dieß Elend gekommen. So? sagte mein Freund, zog seinen Beutel und gab ihm — einen Pfennig.

Der Bettler sah ihn an und sagte: lieber Gott! gnädiger Herr! Sie scheinen mir nicht zu glauben. Sehen Sie hier ist mein Paß.

Und wenn du mir zehn Pässe zeigst, fuhr mein Freund etwas heftig auf, so glaube ich dir doch nicht. Du bist ein Lügner. Bist du nicht aus Meissen gebürtig? heißt du nicht Zilky?

Das war ein schreckliches Wort für den Bettler, er wurde blaß, und fragte ganz erschrocken: Sie kennen mich also?

Allerdings, antwortete mein Freund, kenne ich dich und deine Familie. Noch kanst du einen Gulden bekommen, wenn du mir deine Geschichte recht aufrichtig erzählst.

So muß ich wohl, fuhr der Bettler fort, weinte und sagte: ach die Franzosen haben mich nicht geplündert, Unglück hat mich nicht betroffen, Krankheit hat mich nicht zurückgebracht! ich selbst, ich selbst bin an meinem Unglücke Schuld.

Meine Mutter, (hier fing er laut an zu weinen) meine Mutter hinterließ mir ein Vermögen von 6000 Thalern, wovon ich recht gut leben konnte, wenn ich dabey arbeitete und sparsam war. Aber ach! statt zu arbeiten, dachte ich nur immer darauf, wie ich etwas leckerhaftes zu essen und zu trinken bekommen wollte. Fleisch, Gemüse, Bier, das war mir alles nicht gut genug, ich kaufte fast lauter ausländische Speisen und Getränke, und wenn sie noch so theuer waren. So wurde mein Vermögen nach und nach alle, ich machte Schulden, die Schuldherren wollten bezahlt seyn, und, da ich sie nicht bezahlen konnte: so griffen sie zu, und nahmen mir Haus, Hof und alles weg, was ich hatte. Einige Zeit unterhielten mich meine Verwandten, am Ende wur-

wurden sie dessen überdrüßig gaben mir nichts mehr, ich ging fort, und wurde ein Bettler. Wenn das meine selige Mutter wissen sollte!

Fr. Bis hieher hast du die Wahrheit geredet. Nun will ich noch einige Fragen an dich thun, die mußt du mir aber eben so aufrichtig beantworten. Da du 2000 Thaler von deinem Vermögen durchgebracht hattest, dachtest du denn nicht daran, daß die übrigen 4000 Thaler auch bald würden verzehret seyn, wenn du deine Leckerhaftigkeit dir nicht abgewöhntest?

B. Tausendmahl dachte ich daran, und nahm mir vor, mir diese Unart abzugewöhnen. Aber ach! nun war es zu spät. Wenn frische Austern, Bricken, Sardellen oder dergleichen theure Sachen angekommen waren: so mußte ich sie haben.

Fr. Sage mir aber nur, wie du dir diese Leckerhaftigkeit angewöhnt hast?

B. Dieß ist in meiner Kindheit geschehen. So oft ich Erdbeeren, Kirschen,

Ge-

Gebacknes, Confect, Chokolade oder dergleichen sah, so lief ich zur Mutter und forderte es. Diese war so schwach, daß sie es mir nicht abschlagen konnte. Dadurch wurde ich so verwöhnt, daß es mir nicht möglich war, mir eine Speise oder ein Getränk zu versagen, wonach ich Ein Mahl Appetit bekommen hatte.

Fr. Nun will ich aber noch Eine Frage an dich thun. Wenn du nun einmahl so verwöhnt warest, warum arbeitetest du denn nicht um so viel zu verdienen, daß du davon hättest schmausen können?

B. Ach! gnädiger Herr! man sieht wohl, daß Sie immer mäßig gelebt haben, und nicht wissen, wie die Leckerhaftigkeit die Leute zu Grunde richtet. Ein voller Bauch studiert nicht gern. Dieß erfuhr ich in meiner Jugend. Mein Bauch wurde nicht leer von Erdbeeren, Kirschen, Mandeln, Rosinen, Gebacknem und dergleichen. Wann ich nun mit dem vollen Bauche in die Lehrstunden kam: so schlief

ich

ich bald ein, und wenn ich die Arbeit verfertigen sollte, die mir mein Lehrer aufgetragen hatte: so schlief ich wieder ein. So gewöhnte ich mich an die Faulheit. Diese ist nun so tief bey mir eingewurzelt, daß mir alle Arbeit zuwider ist.

Fr. Hier, Zilky! hast du einen Laubthaler, statt des versprochenen Guldens. Kaufe dir dafür ein Paar Schuhe! Wenn du deine Leckerhaftigkeit ablegen, und dich zur Arbeitsamkeit gewöhnen kannst: so thue ich noch mehr für dich, und — entreisse dich vielleicht dem schimpflichen Zustande, in dem du dich jetzt befindest.

B. Gott vergelte es ihnen; Nun will ich mir gewiß ein Paar Schuhe kaufen, und ein ordentlicher Mensch werden.

Fr. Wir wollen sehen.

Vergnügt lief er mit seinem Laubthaler fort. Ich drückte meinem Freunde die Hand, und bath ihn, daß er doch ja diesen armen Menschen zu retten suchen möchte.

Dieß wird mir leicht seyn, sagte er, wenn er sich anders will retten lassen, da ich

seine

seine Familie gut kenne. Aber solche Leute, die von Kindheit an leckerhaft und naschhaft waren, sind selten zu retten. Glauben Sie mir! er kauft sich keine Schuhe. Im nächsten Wirthshause verzehrt er seinen Laubthaler. Lassen Sie uns ihm nachgehen! Sie werden gewiß finden, daß ich Recht habe.

Wir gingen ihm wirklich langsam nach, bis zu dem Städtchen, zu welchem der Weg führte. Nun wollen wir, sagte mein Freund, im schwarzen Raben einkehren, da werden wir ihn gewiß finden.

Er hatte es getroffen. Als wir in die Stube traten, saß Zilky am Tische, hatte eben ein Gericht Fische verzehrt, und war im Begriffe einen Hasenbraten anzuschneiden, der vor ihm stand. Neben sich hatte er eine Flasche Wein, die auch schon halb ausgeleert war. Da er uns sah, stand er auf und stotterte etwas zu seiner Entschuldigung her; mein Freund hörte ihn aber nicht an, sondern sagte: an dir ist Hopfen und Malz verloren.

Sie mögen wohl Recht haben, antwortete er. Unarten, die man in der Jugend annimmt, lassen sich schwerlich im Alter abgewöhnen. Ich bin ein unglücklicher Mensch, der nicht zu retten ist. Keine Wohnung, kein Bette, keinen Freund habe ich mehr. Sollte mich einmahl eine Krankheit überfallen: so muß ich hinter dem Zaune sterben. Er hatte Recht. Denn kaum war ein Jahr verflossen, so gerieth er des Nachts in eine Schneegrube, und wurde den folgenden Tag todt gefunden.

Die Kinder waren durch diese Erzählung sehr gerührt, und schwiegen ein Paar Minuten lang. Hernach fragte Julie: wie muß man es denn aber machen, lieber Herr Tillmann, daß man nicht so leckerhaft und naschhaft wird? — Geht dir die Frage von Herzen, liebe Julie? fragte Herr Tillmann.

Gewiß, gewiß! antwortete sie. Das ist ja abscheulich, wenn man über seine Leckerhaftigkeit nicht Herr werden kann.

Ich kann dir wohl, sagte Herr Tillmann weiter, einen guten Rath geben, wie du es anfangen mußt, daß du nie leckerhaft und naschhaft wirst, aber der gute Rath hilft nichts, wenn er nicht befolgt wird.

Wir befolgen ihn gewiß, lieber Herr Tillmann! sagten alle Kinder, auch Stephan sagte es, und die Thränen standen ihm in den Augen, als er es sagte.

Den folgenden Tag versammelten sich die Kinder um ihn, und bathen, daß er ihnen doch den guten Rath geben möchte, den er ihnen gestern versprochen hätte. Zugleich trat auch ein Mädchen herein, die ihm wieder einen Teller voll Erdbeeren von seiner guten Mutter brachte. Er sah die Kinder freundlich an und fragte: wollt ihr wohl meine Gäste seyn? Wirklich? Nun so gehe hin, Julchen, und hohle drey Tassen. Sie brachte sie und Herr Tillmann gab jedem eine Tasse voll Erdbeeren, ohne etwas für sich zu behalten. Sie schmeckten so vortrefflich, daß die Kleinen, vor lauter Gutschmecken,

beynahe nicht wieder an den guten Rath gedacht hätten, den ihnen Herr Tillmann geben wollte. Zum Glücke dachte Heinrich noch daran. Herr Tillmann, Herr Tillmann! sagte er, vergessen Sie den guten Rath nicht, den Sie uns geben wollten.

T. Ich habe ihn euch schon gegeben.

H. Den guten Rath? ich habe ihn nicht gehört.

T. Hast du ihn gehört, Julie?

J. Gewiß nicht.

H. Und du, Stephan?

St. Ich auch nicht.

T. Je nun, wenn ihr ihn nicht gehört habt, so habt ihr ihn doch gesehen.

H. Wie verstehen Sie das?

T. Gebt Achtung! ich will es euch erklären. Erdbeeren esse ich ganz vorzüglich gern. Das weiß meine liebe Mutter, deßwegen versieht sie mich von Zeit zu Zeit damit. Aber eben deßwegen, weil ich sie so vorzüglich gern esse: so schiebe ich sie bisweilen zurück und esse sie nicht. Denn wenn ich alle Mahl Erdbeeren essen wollte, so oft

ich sie haben könnte: so würde die Begierde danach so stark werden, daß ich alle Mahl zugreifen müßte, wenn ich Erdbeeren sähe, auch dann, wenn sie mir nicht gehörten. So müßt ihr es auch machen, lieben Kinder! versteht ihr mich?

Recht gut! sagte Stephan. So bald ich wieder Erdbeeren bekomme: so will ich sie nicht essen.

Du hast mich nicht verstanden, lieber Stephan, antwortete Herr Tillmann. Nicht nur Erdbeeren schmecken gut, es giebt noch hunderterley Speisen, die auch gut schmekken. Von diesen muß man sich bald diese, bald jene versagen. Dadurch wird man Herr über seine Lüsternheit, und ist nicht mehr in Gefahr leckerhaft und naschhaft zu werden.

Das ist nicht schwer, sagte Julchen: das ist ja nur ein Spaß, sagte Heinrich; das kann ich gewiß auch, sagte Stephan; wir werden es sehen, sagte Herr Tillmann.

Er sah es wirklich des Abends bey Tische schon.

Es wurde Julchens Leibgericht aufgetragen — gebackne Fische. Sie machte große Augen, da sie sie sahe, nahm den Teller an, der ihr gegeben wurde, ergriff schon die Gabel um sie einem gebacknen Fische in das Genick zu stoßen — da fiel ihr des Herrn Tillmann guter Rath ein, sie legte die Gabel nieder, und schob den Teller zurück.

Herr Tillmann bemerkte es mit Vergnügen, die Mutter bemerkte es auch; da sie aber nicht wußte, was dieß bedeuten solle: so fragte sie ängstlich: Julie! warum ißt du nicht? du bist doch nicht krank?

Ich bin nicht krank, antwortete Julie, aber ich will heute keine Fische essen.

Die Mutter schwieg und besorgte, Julie wäre unartig gewesen, und Herr Tillmann habe ihr deßwegen untersagt zu Abend zu essen. Sobald also die Mahlzeit geendigt war, fragte sie Herrn Tillmann, ob er nicht wisse, warum Julie keine Fische gegessen hätte?

Er

Er erklärte es ihr, und sie freute sich herzlich darüber.

Die übrigen Kinder versuchten es auch, und schoben von Zeit zu Zeit ein Gericht zurück, wozu sie vorzüglich Appetit hatten. Sie versicherten es mehrmahl, daß ihnen dieß gar nicht schwer sey. Das hätte ich nie geglaubt, sagte Stephan zu ihm, daß ich etwas zurückschieben könnte, was ich sehr gern esse. Sonst mußte ich von allem haben, was ich vor mir sahe, wann ich starken Appetit dazu hatte. Jetzt da ich es versucht habe mir manches zu versagen, finde ich daß es sehr leicht ist. Sie können mir jetzt vorsetzen, was Sie wollen, ich kann mir alles versagen.

Tillmann umarmte die Kinder und sagte: nun seyd ihr noch Ein Mahl so viel werth, nun seyd ihr wirklich Menschen. Ein Thier fährt zu, so bald es eine Speise sieht, nach der ihm gelüstet, aber ein Mensch kann sie sehen, ohne sie zu berühren.

Funfzehnter Abschnitt.

Ich muß euch noch mehr sagen, fuhr Herr Tillmann fort. Wer seinen Begierden nichts versagen kann, der verzehrt gewöhnlich alles selbst, und behält nichts übrig wovon er Arme erquicken kann. Wer aber seine Begierden zu mäßigen weiß: der hat immer etwas, wovon er Nothleidende unterstützen kann. Davon will ich euch eine Geschichte erzählen.

Der junge Ahorn war der Sohn reicher Aeltern, die ihm jährlich viel Geld auf die Universität schickten, um ihn da zu unterhalten. Dieß wendete er nun alles zu seinem Vergnügen an; genoß drey bis vier Gerichte bey Tische, stellte Gastmahle an, und machte einen so starken Aufwand daß die beträchtlichen Summen, die er von den Aeltern erhielt, immer nicht zureichen wollten. Oft bathen Arme, daß er ihnen etwas zur Minderung ihrer Sorgen geben

möch-

möchte. Aber er wies sie immer zurück und sagte: jetzt bin ich nicht bey Gelde. Recht hatte er, denn alles sein Geld ging für Leckereyen und andere Dinge hin, die er sich zu seinem Vergnügen kaufte.

Einmahl ging er auch in den Gasthof, um da seine Mittagsmahlzeit zu halten. Eine gute Suppe, Rindfleisch, Fisch, Rehbraten, Gebacknes und ein Nösel Rheinwein wurden von ihm bestellt. Die Suppe wurde jetzt aufgetragen; zugleich kam aber auch die Post an und mit ihr ein Reisender, der von Kälte erstarrt war, und sich zitternd in einen Winkel der Stube setzte.

Was wollen Sie essen? fragte ihn der Hausknecht.

Ich? antwortete er, ich bitte nur um ein klein Brötchen und ein Glas Wasser. Ich habe noch 20 Meilen zu reisen, ehe ich zu meinen Aeltern komme, und mein Reisegeld nimmt ab.

Ahorn hatte den Löffel in der Hand, um damit in die Schüssel zu fahren. Aber

der Anblick des zitternden Reisenden machte ihn so mitleidig daß er augenblicklich den Löffel niederlegte. Wie? dachte er, du willst hier schmausen, und dieser gute Mensch, der fast erfroren ist, soll Brod und Wasser genießen? die Augen wurden ihm naß, da er dieß dachte. Er trat ans Fenster und trocknete sie. Dann war sein Entschluß gefaßt. Er ging zum Reisenden, faßte ihn bey der Hand, und sagte: lieber Freund! bey der kalten Witterung in der Sie reisen, brauchen sie eine gute Mahlzeit nöthiger als ich. Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, und genießen die Mahlzeit, die ich für mich bestellt habe.

Der bescheidene Reisende weigerte sich zwar anfänglich; da ihn aber Ahorn nochmahls bath, daß er doch sich an den Tisch setzen möchte: so that er es. Ahorn blickte noch Ein Mahl nach ihm, und sahe, daß ihm die Suppe ganz vortrefflich schmeckte. Dann ging er fort, bezahlte seine Mahlzeit dem Wirthe, und trug ihm auf, dem Fremden

alles

alles zu geben, was er für sich bestellt habe.

Als er nach Hause kam, verzehrte er ein Brötchen, das er auf dem Wege gekauft hatte, und lief dabey unruhig in der Stube auf und ab. Ahorn! Ahorn! sagte er bey sich selbst, Ahorn, du bist zeither kein guter Mensch gewesen, du hast dein Geld bisher alles zu deinem Vergnügen angewendet und den Armen nichts davon gegeben. Wieviele hättest du erquicken, wie manchem das Leben retten können, wenn du weniger auf deine Mahlzeiten und dein Vergnügen gewendet hättest. So soll's künftig nicht mehr gehen. Nein! Nein, es muß anders werden.

Hierauf lief er nach seinem Pulte, schloß es auf, hohlte einige Geldstücke heraus und lief wieder nach dem Gasthofe zu: um den Reisenden aufzusuchen. Es war gut, daß er jetzt kam; denn, wenn er eine Viertelstunde später gekommen wäre: so würde der Reisende mit der Post wieder abgegangen

gen

gen gewesen seyn, nach welcher er eben jetzt gehen wollte.

Sobald er Ahornen erblickte, lief er ihm entgegen, und sagte: tausend Dank!

Sie irren sich, lieber Freund! antwortete dieser; deßwegen komme ich nicht, um von Ihnen Dank zu hohlen — Ihr Reisegeld nimmt ab — erzeigen Sie mir den Gefallen, und nehmen diesen Beytrag zu ihren Reisekosten an. Mit diesen Worten drückte er ihm die Geldstücke in die Hand — dieß ist zu viel! rief der Reisende, aber — ehe er weiter reden konnte, war Ahorn schon in die nächste Gasse entwischt.

Da stand der Reisende mit nassen Augen. Nun sehe ich doch, dachte er, daß es noch gute Menschen in der Welt gibt. Dieser gute Mann hat mich gerettet. Kaum hatte ich noch etliche Gulden in meinem Beutel — es war nicht möglich, daß ich damit nach Hause kommen konnte, wenn ich auch den ganzen Weg zu Fuße gemacht hätte, so reichte mein Geld doch nicht hin, um das Fuhrgeld für meine Kiste zu bezahlen. Nun

bin ich doch aus allen Sorgen, und kann vergnügt, zu meinem Vater und zu meiner Mutter reisen. Wie werden diese sich freuen, wenn ich ihnen von diesem guten Manne erzähle!

Nun stieg er auf, der Postknecht stieß in das Horn, und fuhr unter Ahorns Fenster hin.

Als dieser das Posthorn hörete, lauschte er durch das Fenster, und sah wie der Reisende sich bald die Augen trocknete, bald die Hände faltete, bald gen Himmel blickte.

Ach! sagte er, viel Freude habe ich genossen in meinem Leben, das ist wahr, ich habe geschmaußt, getanzt, bin in die Schauspiele gegangen, aber so eine Freude wie ich jetzt habe, da ich weiß, daß ein Mensch durch mich erquickt, erfreut — gerettet worden ist — so eine hatte ich nie.

Es muß anders mit mir werden, fürwahr es muß anders mit mir werden.

Es wurde wirklich anders. Sein Tisch hatte ihm bisher wöchentlich vier Thaler und der Wein zwey Thaler und sechs Groschen zusammen sechs Thaler und sechs Groschen

ge-

gekostet. Nun speisete er in einem andern Gasthofe, wo er wöchentlich nur Einen Thaler bezahlte. Wein trank er nicht täglich. Dadurch bekam er wöchentlich einen beträchtlichen Ueberschuß. Diesen legte er alle Sonnabende in ein Kästchen. Wenn er nun da und dort einen Nothleidenden bemerkte: so nahm er aus diesem Kästchen etwas Geld und unterstützte ihn davon. Ich kann euch nicht sagen, wieviel Gutes er damit stiftete.

Nur Ein Exempel will ich anführen. Den nächsten Sommer lagen eine Menge Menschen an der Ruhr darnieder. Viele starben daran. Da seine Wohnung nicht weit vom Gottesacker war: so sah er täglich drey bis vier Leichen dahin tragen. Woran sind diese gestorben? fragte er seinen Wirth. An der Ruhr, erhielt er zur Antwort.

Einmahl ging er spazieren, begegnete Herrn Marcell, der ein Arzt war, sprach mit ihm, und, während des Gespräches, trug man wieder die Leiche eines Kindes vorbey.

Woran

Woran ist dieß Kind gestorben, Herr Doctor? fragte er.

An der Ruhr, antwortete dieser.

Aber, Herr Doctor! fragte er weiter, warum lassen Sie denn so viele Leute an der Ruhr sterben?

Dieß ist, antwortete er, meine Schuld nicht. Ich besuche alle Kranken, zu denen ich gerufen werde, und gebe ihnen guten Rath: aber Arzneyen kann ich für sie nicht bezahlen, und auch die Speisen nicht, die ich ihnen verordne. Was hilft's ihnen nun, wenn ich ihnen Arzneyen und gewisse Speisen vorschreibe, und sie haben kein Geld um dieselben zu bezahlen? Von zehn Ruhrkranken, die jetzt sterben, sterben wenigstens acht aus Armuth.

Aus Armuth? fragte Ahorn, ging ein Paar Minuten stillschweigend fort; dann sagte er: aus Armuth sterben die Leute an der Ruhr? Herr Doctor, erzeigen Sie mir den Gefallen, und versorgen jeden Armen, der an der Ruhr danieder liegt und Ihre Hülfe sucht, mit Arzneyen und Nahrungs-

mit-

mitteln. Machen Sie mir dann die Rechnung, ich bezahle sie. Ist mein Geld alle, so kann ich freylich nichts mehr thun.

Der Doctor that es, und rettete zwölf armen Leuten das Leben.

Wann dann der Doctor mit Ahornen spatzieren ging: so zeigte er ihm bald da bald dort einen Greis oder ein Kind und sagte: den haben Sie auch gerettet.

Die Kinder waren durch diese Geschichte sehr gerührt, und jedes nahm sich vor, sich künftig da und dort etwas zu versagen, um davon Arme unterstützen zu können.

Die Gelegenheit dazu zeigte sich schon den andern Tag. Sie gingen mit ihrem Lehrer nach Herrn Ehrenfrieds Garten. Da begegnete ihnen eine Frau mit vortrefflichen Herzkirschen. Dürfen wir welche kaufen? fragten sie.

Warum nicht? sagte der Lehrer. Er ließ sich darauf von der Frau vier Nösel in ein Körbchen messen, und sagte, sie sollte das Körbchen nach einer Viertelstunde im Garten abhohlen.

Es wurde nun etwas hurtiger gegangen, weil man bald in den Garten kommen wollte, um die Kirschen zu genießen.

Da die Gartenthür geöffnet wurde, fanden sie hier die arme Gertrud, mit ihren vier Kindern, die ihr Frühstück verzehrten, welches in trocknem Brote bestand, das sie in einen Topf mit Wasser tunkten.

Guten Morgen, Frau Gertrud! sagte Herr Tillmann. Ist sie noch traurig wegen des Todes ihres Mannes?

G. Ich werde wohl mein Leben lang trauern müssen. Nun habe ich keinen Versorger, nun haben die armen Kinder keinen Vater mehr. Es ist nur gut, daß der liebe Herr Ehrenfried sich meiner erbarmet, und mir Arbeit in seinem Garten gegeben hat. Da kann ich doch etwas mit meinen Kindern verdienen.

T. Arbeiten denn die Kinder auch schon?

G. So viel sie können. Gottfried hat Pflanzen gesteckt, Marie hat sie begossen, Wilhelm rauft Unkraut aus und die kleine

Sabine fährt es in einem Schubkärrchen weg.

T. Das ist schön. Was wird sie denn mit ihren Kindern zu Mittage essen?

G. Was wir zum Frühstück haben; Wasser und Brot. Wenn ich diesen Abend nach Hause komme: so will ich ihnen eine Milchsuppe kochen.

T. Lebe sie wohl, liebe Frau! mit ihren Kindern, und gewöhne sie sie zur Arbeit, so wird sie keine Noth leiden.

So ging Herr Tillmann fort, die Kinder drängten sich um ihn. Herr Tillmann, darf ich? erlauben Sie Herr Tillmann? o ich bitte lassen Sie mich!

Ich weiß nicht, was ihr haben wollt. Spreche doch eins auf Ein Mahl. Was willst du Heinrich?

Ich will, antwortete dieser, meine Kirschen der armen Frau geben.

Ich auch! ich auch! sagten die beyden übrigen.

Ich auch, sagte Herr Tillmann. Du,

Ste-

Stephan! trage sie ihr hin, und sage: hier schickt jemand etwas für ihre Kinder.

Ach die guten Leutchen! sagte die Frau; und die Kinder sprangen um die Mutter vergnügt herum und ließen sich die Kirschen in ihre Hüte und Schürzen geben.

Stephan flog fort zur Gesellschaft, und erzählte, was für Freude er mit den Kirschen angerichtet habe.

Sechzehnter Abschnitt.

Nun führten ihn Heinrich und Julie zu ihren Beeten, und zeigten ihm die mancherley Gewächse, die sie darauf gesäet und gepflanzet hatten. Heinrich schnitt einen Teller voll Kresse ab, um sie auf den Tisch zu liefern, und Julie Lavendel und Thymian, deren Geruch die Mutter vorzüglich liebte. Blumen konnte sie noch nicht abschneiden: weil sie noch keine hatte.

Stephan sah mit Vergnügen zu, hohlte sein Messer heraus, um auch etwas abzuschneiden — da fiel ihm erst ein, daß er kein Land hatte, von dem er etwas abschneiden konnte. Verdrießlich steckte er es wieder ein, schlich sich von der Gesellschaft weg, trat in einen Winkel und weinte.

Julie bemerkte es und machte Herrn Tillmann darauf aufmerksam.

Fehlt dir etwas? fragte dieser. Stephan kehrte ihm aber den Rücken zu, und antwortete nichts. Julie und Heinrich traten auch zu ihm und fragten ihn, erhielten aber auch keine Antwort. Ja, da Heinrich den Arm um seinen Hals schlang, und von ihm wissen wollte, was ihm fehle? war er so unartig, daß er ihn von sich stieß.

T. O laßt ihn Kinder! laßt ihn! Er trotzt. Er will etwas haben, und um es zu erlangen, weint er, murrt, brummt und stößt um sich und erwartet von uns, daß wir ihm viel gute Worte geben, und ihn bitten sollen, daß er doch sage, was er verlange.

Aber er irrt sich. Den Trotzkopf lasse ich gehen bis er ausgetrotzt hat.

Julie flüsterte Herrn Tillmann in die Ohren: er will gewiß auch gern ein Stück Land haben. Aber Herr Tillmann hob den rechten Zeigefinger in die Höhe, und gebot ihr dadurch Stillschweigen.

Wer von mir etwas verlangt, fuhr er fort, der muß es mir anzeigen und mich darum bitten. Durch Trotz erlangt niemand etwas von mir. Jetzt kommt gleich mit mir und laßt den Trotzkopf stehen. Wir gehen nach Hause. Wann ihm der Hunger in den Magen kommt, dann wird er uns schon nachfolgen.

Er nahm wirklich den Stock um abzugehn. Julie folgte ihm, Heinrich sprang aber doch noch Ein Mahl zu Stephan, und sagte: Stephan! sey klug und gehe gleich zu Herrn Tilimann, und sage ihm was dir fehlt. Er spaßt wirklich nicht und läßt dich stehen und wenn du drey Tage hier stehen solltest.

Da merkte Stephan doch, daß es Ernst sey, und daß es hier ganz anders gehe als

in

in seines Vaters Hause, wo er, wann der Vater nicht zu Hause war, durch sein Trotzen von dem Gesinde alles erlangte, was er nur wollte. Er trocknete also seine Augen mit dem Schnupftuche, lief seinem Aufseher nach; faßte seine Hand und sagte: lieber Herr Tillmann! wollen Sie mir denn nicht auch ein klein Stück Land geben, das ich bearbeiten kann?

Das willst du also? warum hast du es denn nicht sogleich gesagt? Merke es Stephan ja! wenn du etwas verlangst, so trotze nicht. Durch Trotz erlangst du schlechterdings in unserm ganzen Hause nichts. Jetzt, da du nicht mehr trotzest, will ich überlegen, ob dein Wunsch erfüllt werden kann.

Nun ging er mit den Kindern im Garten auf und ab, und sah sich nach allen Seiten um, um ein Stück Land zu finden, das er dem Stephan geben könnte. Da war aber nirgends etwas. Dieß alles, sagte er, gehört dem Vater und ist schon besäet und bepflanzt. Dieß gehört dem Heinrich und jenes Julien. Doch hier sehe ich noch einen Platz, der

wüst und mit Unkraut und Steinen beschüttet ist. Diesen gibt dir der Vater gewiß, wenn du ihn darum bittest. Hast du aber wohl Muth genug den Unrath, der darauf liegt, wegzuschaffen, und den Platz zu bearbeiten?

Stephan kratzte sich in dem Kopfe, und sagte: dieß wäre ein schweres Stück Arbeit. Ich will der armen Frau dort vier Groschen geben, da reinigt sie gewiß in einem halben Tage das ganze Fleck.

Dieß kannst du freylich, antwortete Herr Tillmann; wirst du aber, wann du von deinen Beeten erntest, eben so viele Freude haben, als Heinrich, der das Seinige selbst bearbeitete?

Freylich nicht, sagte Stephan: wohlan! ich will es versuchen, hohlte eine Karre, und schaffte damit einen Theil des Unraths weg, mit dem der Platz, den er bekommen sollte, überschüttet war. Heinrich half ihm treulich mit und nach einer Viertelstunde hatte er die Freude zu sehn, daß schon ein ziemliches Stück geebnet war.

Herr Tillmann sagte ihm: wenn du diese Arbeit täglich fortsetzest, und beständig bist; so wirst du bald die Freude haben zu sehen, daß durch deinen Fleiß ein wüstes Stück Land in ein fruchtbares Beet umgeschaffen worden ist.

Stephan befolgte diesen Rath und, nachdem er zwölf Tage eine halbe Stunde täglich sich mit dieser Arbeit beschäftigt hatte, war er der Besitzer von drey Beeten, die mit Bohnen besäet waren. Da er die letzte Bohne gelegt hatte, umarmte er seinen Aufseher und sagte: ich danke für ihren guten Rath; nun sehe ich, daß man durch Beständigkeit die schwersten Dinge möglich machen kann.

Siebzehnter Abschnitt.

Bey dem Zurückgehen aus dem Garten stießen sie wieder auf die Frau, deren Kindern

sie

sie die Kirschen gegeben hatten, und die ihnen freundlich zunickte.

Ihr habt, sagte Herr Tillmann, eure Sachen gut gemacht, lieben Kinder, daß ihr diesen Kindern eure Kirschen gabt. Wenn ihr die Kirschen selbst gegessen hättet: so wäre nun das Vergnügen, das ihr dabey genossen, vorbey; da ihr aber Arme damit erquicktet, so werdet ihr euch lange darüber freuen, wenn ihr euch daran erinnert.

Von dieser Zeit an verging keine Woche, wo nicht bald dieses, bald jenes Kind, sich eine Speise versagt hätte, nach welcher es großen Appetit hatte.

Wurden ihnen Kirschen, Aprikosen, Pflaumen, Backwerk, u. d. g. zum Verkauf angebothen, so kauften sie zwar bisweilen von ihrem Taschengelde etwas davon, aber gar vielmahl kauften sie nichts, und legten dann das ersparte Geld in ein besonderes Kästchen zurück.

Wenn nun Herr Tillmann eine arme Person fand, die ein Kleidungsstück, Nahrungsmittel oder Arzney bedurfte: so frag-

te er bey den Kindern an: ob Vorrath in ihrer Armenkasse wäre? Da sich nun in derselben fast immer etwas befand: so konnte auch immer den Armen geholfen werden. Mancher Kranke wurde durch sie erquickt, mit Arzneyen versorgt, und vom Tode errettet, manches arme Kind bekleideten sie, manchen armen Reisenden unterstützten sie, daß er seinen Weg weiter fortsetzen konnte.

Achtzehnter Abschnitt.

Einmahl gingen sie auch am Ufer des Flusses unter den Weidenbäumen spazieren: die kleine Kunigunde, welcher sie die Woche zuvor ein Paar Schulbücher gekauft hatten, ging vor ihnen her. Kaum wurden sie von ihr bemerkt: so stieg das dankbare Mädchen das Ufer hinab, um für sie einige Vergißmeinnichtchen zu pflücken. Sie sahen ihr mit Vergnügen zu. Aber — indem sich

das gute Mädchen zu sehr vorwärts bückte, um ein recht schönes Vergißmeinnicht zu hohlen, verlor sie das Gleichgewicht und stürzte in den Fluß. Alle kletterten das Ufer hinab, um sie zu retten. Allein es war zu spät — der Fluß riß sie mit sich fort. Sie konnten weiter nichts thun, als schreyen, und dieß thaten sie, soviel ihre Kräfte vermochten. Hülfe! Hülfe! Hülfe! schrieen alle. Auf dieß Geschrey kamen eine Menge Leute herbey; aber niemand hatte den Muth, dem Mädchen beyzuspringen.

Da sah Stephan einen Soldaten kommen. Wie ein Pfeil schoß er auf ihn los und schrie: Mann! hilf! ein Mädchen ins Wasser — gefallen — 2 Ducaten sollst du haben! Wo? — Wo? — rief der entschlossene Soldat. Man zeigte ihm die Stelle. Sogleich warf er seinen Rock ab, wup! da stürzte er sich ins Wasser, und — nach 2 Minuten brachte er das Mädchen hervor und trug es ans Ufer. Da jauchzten alle Anwesende und sagten: das ist ein braver Mann!

Aber

Aber — die Freude minderte sich, als man das Mädchen sah, es — lebte nicht mehr. Das Jauchzen verlor sich, und viele fingen an zu weinen.

Was hilft das Weinen? sagte Herr Tillmann, nahm das Mädchen dem Soldaten ab, trug es in das nächste Haus, schickte Heinrichen nach einem Arzte, und legte das Mädchen auf ein Bett. Der Arzt kam, und das Mädchen wurde, nach Verlauf einer Viertelstunde, ins Leben zurückgebracht. Welche Freude! die Aeltern des Kindes, die indessen herbey gekommen waren, zerflossen fast in Thränen, und den Tillmannischen Zöglingen wurden auch die Augen naß.

Sie übergaben das Kind seinen Aeltern und wollten nun fortgehn. Da bemerkte Herr Tillmann den braven Soldaten.

Hast du, fragte er den Stephan, dem braven Soldaten seine zwey Ducaten gegeben?

Ach, lieber Herr Tillmann! verzeihen Sie, ich habe keine zwey Ducaten, in der Angst —

Was

Was man nicht halten kann, sagte Herr Tillmann, darf man eigentlich nicht versprechen. Dießmahl hast du aber Recht gethan: weil du das Leben eines Kindes gerettet hast und ohne Zweifel nun darauf denken wirst, die versprochnen zwey Ducaten herbey zu schaffen.

Mein Vater — sagte Stephan —

Aber Herr Tillmann ließ ihn nicht ausreden, zog seinen Beutel, und gab dem wackern Soldaten seine zwey Ducaten.

Er nahm sie an und sagte: ich danke Ihnen dafür, lieber Herr! tausend Mahl. Es macht mir so viele Freude, das liebe Kind gerettet zu haben, daß ich gern die zwey Ducaten nicht haben möchte. Aber, lieber Herr! ich habe eine Frau und drey lebendige Kinder. Diese können nicht viel verdienen, und von meinem geringen Solde kann ich sie auch nicht erhalten.

T. O nehme Er diese Kleinigkeit an, Er hat sie verdient. Er scheint ein guter Schwimmer zu seyn.

S. Das muß ich freylich seyn; wie hätte ich mich sonst ins Wasser stürzen und das Kind hervorhohlen können?

T. Es ist mir sehr lieb, daß wir einen so wackern Mann gerade antrafen. Wir konnten nichts thun als schreyen, und alle Leute, die auf unser Geschrey herbey liefen konnten auch nichts weiter thun; ja ich glaube, wenn die halbe Stadt herzu gelaufen wäre, so würde sie nur gewimmert und die Hände gerungen haben. Nur Er konnte retten. Dieß muß Ihm doch wirklich Freude machen.

S. Ey das wollte ich meynen.

T. Wo hat er denn das Schwimmen gelernt?

S. Lieber Herr! Ich bin von Geburt ein Hallenser. In meiner Jugend ging ich oft mit Halloren-Kindern um, die, wie Sie wohl wissen werden, alle schwimmen können, wie die Enten; von diesen habe ich das Schwimmen gelernt.

T. Daran hat Er wohl gethan. Wie ist sein Nahme?

S.

S. Christian Dreyfuß.

T. Und wohnt?

S. In der kleinen Kaserne, links von der hohen Batterie.

T. Nun lebe Er wohl, lieber Freund! und halte Er mit seiner Familie eine vergnügte Mahlzeit.

Tillmann ging nun mit seinen Zöglingen nach Hause. Alle schritten etwas schneller als sonst; weil jedes gern zuerst die vorgefallene Neuigkeit bekannt machen wollte. Als sie noch ein Paar Schritte von Herrn Ehrenfrieds Hause waren — wup — da that Stephan ein Paar Sätze, und war zuerst in der Hausthür, wo Frau Ehrenfried stand.

Frau Ehrenfried! rief er —

Ich weiß alles, antwortete diese, was du mir sagen willst, guter Stephan! indem sie ihn umarmte; nun bist du mir noch Ein Mahl so lieb: weil du dir so viele Mühe gegeben hast, die gute Kunigunde zu retten.

Die ganze Gesellschafft ging nun in das Speisezimmer, wo die Mittagsmahlzeit schon bereitet war. Hier wurde, wie man

leicht denken kann, von nichts gesprochen, als von dem Unglücke, das doch einen so glücklichen Ausgang nahm.

Aber, fragte Julchen, wer bezahlt denn die zwey Ducaten, die Herr Tillmann dem Soldaten gegeben hat?

Stephan. Ich will meinem Vater schreiben, der bezahlt sie gewiß.

Julchen. Das glaube ich wohl. Ich dächte aber doch es wäre besser, wenn wir alle etwas dazu gäben. Meynst du nicht, Heinrich?

H. Ich dächte es auch. Wenn wir aus unsern Cassen zusammenlegen, und bisweilen uns etwas versagen, was wir gern hätten: so sind die zwey Dukaten bald zusammengebracht.

Es macht mir viele Freude, lieben Kinder! sagte Frau Ehrenfried, daß ihr so gern andern Gutes thut. Wenn nun aber während der Zeit, daß ihr für die 2 Ducaten zusammenspart, jemand kommt, der eurer Hülfe bedarf: so könnt ihr ihm ja nicht helfen. Besser ist es also wohl, daß

ihr

ihr mir dießmahl die Freude überlasset, die 2 Dukaten zu bezahlen, damit es euch nicht fehle, wenn jemand eure Hülfe nöthig hat. Hier, lieber Herr Tillmann! sind die zwey Dukaten, die Sie ausgelegt haben! Ich danke Ihnen für den gütigen Vorschuß.

So? sagte Herr Ehrenfried, so will Frau Hedwig allein die Freude haben, den wackern Soldaten zu belohnen? Nein! das kann nicht seyn. Hier! Herr Tillmann! sind noch 2 Dukaten, diese stellen sie dem Christian Dreyfuß noch zu und sagen ihm, sie kämen von einem guten Freunde; meinen Nahmen dürfen sie aber nicht nennen.

H. Ich wollte, daß ich auch schwimmen könnte.

St. Ich wirklich auch.

T. Und warum?

H. Daß ich die Leute retten könnte, die ins Wasser fallen.

T. Dieß wäre freylich sehr gut. Es wäre auch um Euretwillen gut, lieben Kinder! damit ihr euch selbst helfen könntet,

wenn ihr einmahl das Unglück haben solltet ins Wasser zu fallen.

St. Können Sie denn schwimmen?

T. Leider! nicht.

H. Ja wer soll es uns denn da lehren? Vater kann auch nicht schwimmen.

T. Wenn ihr Lust habt das Schwimmen zu erlernen, und der Vater erlaubt es: so wollen wir bald einen Lehrmeister finden.

E. Ob ich es erlaube? daran dürfen Sie nicht zweifeln. Ich habe das Schwimmen freylich nicht gelernt, weil ich damahls, als ich ein Knabe war, niemanden schwimmen sah. Lieb wäre es mir aber, wenn ich es könnte. Da ich nun schon zu alt bin, um es zu erlernen: so wünsche ich wenigstens, daß es meine Söhne erlernen möchten!

T. Sie sollen es erlernen, darauf gebe ich ihnen mein Wort.

Nun schlich er weg, und kam bald mit der Nachricht zurück: diesen Nachmittag wird der Herr Professor der Schwimmkunst ankommen.

Ich weiß, sagte Stephan, wer es ist; soll ich rathen?

Ich weiß es auch, sagte Heinrich. Sein Nahme ist ein zweysylbiges Wort. Die erste Sylbe ist der Nahme einer Zahl, die andere ist ein Glied des menschlichen Körpers und das Ganze ist — ein Küchengeräthe.

Dreyfuß meynte der Herr Heinrich; auf den wollte ich auch rathen, sagte Stephan.

Herr Tillmann lächelte, und sagte: jetzt wollte er seine Lehrstunde geben; gegen Abend würde es sich ausweisen, ob sie recht gerathen hätten.

Neunzehnter Abschnitt.

Sie hatten es wirklich getroffen. Gegen Abend kam Dreyfuß, und Herr Tillmann nebst Heinrich und Stephan gingen mit

ihm nach einem Platze, wo man, wie Dreyfuß versicherte, ohne Gefahr baden könne.

Sogleich wollten die Kinder ihre Kleider abwerfen und ins Wasser gehen.

Uebereilt euch nicht, lieben Kinder! sagte Herr Tillmann; sogleich lasse ich euch nicht ins Wasser. Erst will ich das Schwimmen lernen, hernach kommt es auch an euch.

Dreyfuß nahm also Herrn Tillmann bey der Hand, stürzte sich mit ihm ins Wasser, und zeigte ihm die Vortheile, die man bey dem Schwimmen beobachten muß.

Die folgenden Tage kam Dreyfuß immer gegen Abend wieder, und Herr Tillmann begriff seinen Unterricht so gut, daß er schon nach acht Tagen recht artig schwimmen konnte.

Nun kam die Reihe an Stephan und Heinrich. Diese begriffen das Schwimmen noch eher: weil sie noch jung waren. In der ersten Jugend lernt man vieles weit leichter als in höhern Jahren.

 Nach

Nach wenigen Wochen war das Schwimmen für die kleine Gesellschaft die größte Lust. Sie tauchten sich unter, wie die Enten, kamen nach einer Minute an einem andern Orte wieder hervor, schwammen bald auf dem Rücken, bald auf der Seite, bald auf dem Bauche, ein Mahl nackend, das andere Mahl in Kleidern. Nun, sagte Heinrich, fürchte ich kein Wasser mehr. Sollte ich einmahl hinein fallen: so will ich mich gewiß mit Schwimmen retten. Ja ich getraue mir auch ein Kind herauszuziehn.

Bald wurde es in der ganzen Stadt bekannt, was Tillmanns Zöglinge für vortreffliche Schwimmer wären. Andere Kinder kamen und sahen ihnen bey ihren Schwimmübungen zu, liefen dann zu ihren Aeltern und bathen, sie auch das Schwimmen lehren zu lassen. Mehrere Aeltern erfüllten die Wünsche ihrer Kinder, und Dreyfuß wurde ihr Lehrer.

Zwanzigster Abschnitt.

Da die Tillmannischen Zöglinge im Schwimmen geschickt genug waren: so glaubte Herr Ehrenfried, daß Dreyfuß zu ihrem Unterrichte nicht mehr nöthig sey, und gab Herrn Tillmann das rückständige Lehrgeld um es ihm zuzustellen. Zugleich sagte er auch, wenn es Herr Tillmann für gut hielte: so möchte er ihm zum Abschiede im Gartenhause noch ein Abendessen geben. Herr Tillmann billigte es. Da also Dreyfuß zum letzten Mahle Schwimmunterricht gegeben hatte: so nahmen sie ihn mit ins Gartenhaus, wo sie kalte Küche und Wein vorfanden, die Herr Ehrenfried dahin geschickt hatte.

Herr Tillmann legte jedem sein Theil vor. Kaum hatten sie aber angebissen: so pochte jemand sehr heftig an die Thür.

Dreyfuß öffnete sie. Da trat eine Magd herein, die ganz außer Athem fragte: ist

Herr

Herr — Tillmann hier? geschwind — geschwind, Herr Tillmann, kommen Sie! Ihre Mutter will sterben.

Meine Mutter? sagte er, nahm Hut und Stock, und sagte: Kinder, ich muß euch verlassen — ich komme bald wieder.

Die Kinder wurden sehr betrübt über die traurige Nachricht, und Heinrich konnte sich kaum der Thränen enthalten, weil er die Frau Tillmann, wegen ihrer Gefälligkeit und Rechtschaffenheit, sehr geliebt hatte. Geben Sie sich zufrieden, lieben Kinder! sagte Dreyfuß. Wir müssen alle sterben. Frau Tillmann ist eine alte Frau, und hat ihre Kinder versorgt, da kann sie ja wohl abkommen. Ich habe es aber doch gleich gedacht, daß es in diesen Tagen etwas zu begraben geben würde. Vergangenen Dienstag Abends stand ich Schildwache, da hat der Kauz geschrien, daß mir alle Haare zu Berge standen.

Muß denn da jemand sterben, wenn der Kauz schreyt? fragte Heinrich.

Allemahl; sagte Dreyfuß.

Ja-

Jawohl, Heinrich! sagte Stephan, muß allemahl eins sterben, wenn der Kauz schreyt. Das hat mir unser Knecht gar vielmahl gesagt.

Das ist es noch nicht alles, fuhr Dreyfuß fort, da ich gestern Abend vor dem Kirchhofe vorbey ging: so war doch ein Rumoren im Bahrenhause, als wenn das Oberste zu unterst sollte gekehrt werden. Ja, lieben Kinder! von solchen Sachen erfahren Sie nichts. Wenn es Nacht ist, da liegen Sie in Ihren Betten und schlafen, aber der Soldat, der vor und nach Mitternacht auf seinem Posten stehen muß, der weiß davon etwas zu sagen.

Als ich im letzten Kriege mit am Rheinstrome stand, da habe ich Dinge gehört und gesehn, davor mir jetzt noch die Haut schauert. Wenn ich da so ganz allein im Felde auf einem Hügel die Wache hatte: hu! da kam der wilde Jäger über mir her in der Luft gezogen. Das war ein Blasen, und ein Bellen und ein Sausen, wie wenn die Hölle mit ihrem Heere gezogen käme. Einmahl

mahl stand ich auch bey Mondscheine, nicht weit von einem Kloster, Wache. Sie mögen mir glauben oder nicht, so ist es doch wahr, da kam ein Reiter ohne Kopf, und ritt auf der Wiese immer im Kreise herum, bis die Glocke zwölf schlug, da verschwand er. Was wird, dachte ich bey mir selbst, das einmahl bedeuten! Den folgenden Tag erfuhr ich es leider. Ehe noch der Himmel graute, piff! paff! da fielen schon Schüsse in der Entfernung, der Generalmarsch wurde geschlagen, unsere Armee mußte ausrücken, und, wie sie ausgerückt war, so rückten auch die Feinde schon an, und es entstand ein Gemetzel, an das ich noch jetzt nicht ohne Grausen denken kann. Gegen Mittag zogen sich die Feinde zurück und die ganze Wiese war mit Leichen bedeckt. Da gab es Reiter genug ohne Köpfe.

So erzählte Dreyfuß noch eine Menge Geschichten, von Gespenstern und Erscheinungen, und die Kinder hörten mit aufgesperrten Mäulern zu. Ja er würde noch län-

länger erzählt haben, wenn die Glocke nicht zehn geschlagen hätte.

Lieben Kinder! sagte er, nun ist es doch wohl Zeit, daß ich Sie nach Hause bringe; denn nach elf Uhr ist es nicht mehr geheuer, da hat der Satan sein Spiel. Die Kinder folgten ihm zitternd, und eines faßte diese, das andere die andere Schleppe an, und fuhren ängstlich zusammen, so oft ihnen etwas Ungewöhnliches begegnete. Als sie an das Ende der Vorstadt kamen, hörte Heinrich eine Katze miauen. Was ist das? Dreyfuß! fragte er ängstlich.

St, St! sagte dieser, und sprach weiter kein Wort.

Endlich kamen sie glücklich nach Hause: ohne daß sie ein schwarzer Mann oder eine weiße Frau beunruhigt hätte. Herr Tillmann war noch nicht zu Hause. Sie erzählten Herrn Ehrenfried die Ursache warum er sie verlassen habe, wünschten eine geruhige Nacht, eilten in ihre Betten, und krochen unter die Decke bis über die Ohren,

da=

damit sie nur nicht möchten elf schlagen hören.

Den folgenden Morgen erst kam Tillmann zurück. Seine Augen waren vom Weinen aufgeschwollen. Julie lief ihm entgegen. Wie befindet sich Ihre gute Mutter? fragte sie.

Sehr wohl, antwortete Tillmann, sie hat alle Leiden überstanden, sie ist — gestorben. Sie hat nichts verloren, aber ich — ich — ach ich habe viel verloren! ach es war eine gar gute Muter!

Die Wehmuth verhinderte ihn mehr zu sagen, und Julie beklagte seinen Verlust mit Thränen.

Herr Tillmann bath dann Herrn Ehrenfried um Erlaubniß, bis nach Beerdigung seiner Mutter zu Hause bleiben zu dürfen, weil er noch allerley in Ordnung zu bringen hätte, lief zu Heinrich und Stephan, drückte sie an seine Brust, und entfernte sich.

Die Kinder blieben dieß Mahl unter Herrn Ehrenfrieds Aufsicht, und beschäftig-

ten sich mit den Arbeiten, die ihnen ihr Lehrer aufgegeben hatte.

Gern hätten sie die Wundergeschichten erzählt, die sie von Dreyfuß gehört hatten; allein es fehlte dazu an Gelegenheit. Den Vormittag waren Herr Ehrenfried und seine Frau zu sehr beschäftigt, und zum Mittagsessen kamen Fremde, die bis nach zehn Uhr dablieben. Die Kinder mußten also zu Bette gehen, ohne ihre Wundergeschichten anbringen zu können.

Kaum hatten sie aber das Licht ausgelöscht, so stürzten sie wieder zur Thür hinaus, die Treppe herunter, an Herrn Ehrenfrieds Schlafkammer, der eben im Begriffe war sich zur Ruhe zu legen. Er erschrack, und fragte: was gibt's denn?

Ach lieber Vater! sagte Heinrich, wir können unmöglich in unserer Schlafkammer bleiben.

E. Und warum denn nicht?

H. Ein Gespenst! ein Gespenst!

E. Ein Gespenst? ich glaube du träumst.

H. Ach lieber Vater! ich träume nicht. Stephan hat es auch gesehen.

H. Was hat er denn gesehen?

Ein Gespenst — Herrn Tillmanns Mutter.

E. Die gute Frau! die wird nicht wieder kommen. Gleich geht mit mir in eure Schlafkammer!

H. Ach! lieber Vater! ich gehe nicht mit.

Ich auch nicht, sagte Stephan.

Ihr sollt aber, antwortete Herr Ehrenfried. Vor mir verschwinden alle Gespenster. Folgt mir!

Sie folgten ihm, zitterten aber am ganzen Leibe.

Nun, sagte er, wo ist denn die Frau Tillmann?

Sie ist verschwunden, antwortete Stephan, aber wir bleiben hier nicht. Sobald Sie fort sind, kommt sie wieder.

Herr Ehrenfried löschte darauf das Licht aus, und es blieb kein Licht übrig, als das Licht, das der Mond durch die Fenster warf.

Auf

Auf Ein Mahl fuhren die Kinder zusammen und sagten: dort! dort in der Ecke! Wirklich war dort eine weiße Figur.

Herr Ehrenfried ging darauf los, sagte: guten Abend, Frau Tillmann! griff zu und hob die Frau Tillmann in die Höhe.

Da ist die Frau Tillmann, fuhr er fort, greift gleich zu und faßt sie an!

Schüchtern griffen sie zu und fanden, daß die Frau Tillmann weiter nichts war, als ein Hemd, das Herr Tillmann bey seinem Weggehen an den Stuhl gehängt hatte.

Ich weiß nicht, fuhr er fort, woher es kommt, daß ihr jetzt auf Ein Mahl Gespenster sehet. Mein Heinrich fürchtete sich ja sonst nie. Leget euch gleich in eure Betten!

Gern, lieber Herr Ehrenfried, sagte Stephan, aber sie müssen bey uns bleiben.

Gut! antwortete er, und blieb wirklich, bis er merkte, daß Sie eingeschlafen waren.

Den folgenden Morgen ließ Herr Ehrenfried die kleinen Geisterseher auf sein Zimmer

mer kommen, und besprach sich mit ihnen über den gestrigen Vorfall. Woher kommt es nur, Heinrich! fragte er, daß du auf Ein Mahl so furchtsam geworden bist?

Ach, sagte er, Dreyfuß hat uns so viele Gespenstergeschichten erzählt, daß ich mich gar nicht mehr getraue, wenn es Nacht ist, vor die Thür zu gehn. Und nun erzählte er weitläuftig alles, was er von Dreyfuß gehört hatte.

E. Hast du denn alles geglaubt?

H. Warum sollte ich es denn nicht glauben? Herr Tillmann hat mir ja immer gesagt, Dreyfuß wäre gar ein guter, ehrlicher Mann.

St. Ja, unser Knecht war auch ein ehrlicher Mann, und der erzählte eben solche Geschichten.

E. Und ihr seyd auch ehrliche Leute, und erzähltet gestern auch, ihr hättet die Frau Tillmann gesehn, und es war doch nicht wahr. Nu! wie geht denn das zu?

St. Wir hatten nicht recht gesehn.

E. Und ihr sahet deßwegen nicht recht: weil ihr furchtsam waret. Der Furchtsame sieht allenthalben Gefahr, wo keine ist.

H. Aber Dreyfuß ist doch nicht furchtsam, er sprang ja gleich ins Wasser, und hohlte Kunigunden heraus.

E. Das glaube ich wohl. Ich glaube, daß er sich vor den Feinden auch nicht gefürchtet hat. Aber vor den Gespenstern fürchtet er sich, darum sieht er welche. Alles, was du mir erzählt hast, geht ganz natürlich zu. Daß ein Kauz schrie ist ja nichts wunderbares. Der Rabe schreyt, und die Dohle, und jeder andere Vogel; warum denn nicht auch der Kauz? daß alle Mahl jemand stirbt, wenn der Kauz schreyt, ist auch natürlich. Es sterben ja Jahr aus Jahr ein Menschen, folglich muß ja auch jemand sterben wenn der Kauz geschrieen hat. Wenn du spazieren gehst, so beobachte die Rothkehlchen. Hörst du eins singen: so merke auf: binnen etlichen Tagen stirbt gewiß ein Mensch. Daraus folgt ja aber noch

nicht

nicht, daß sein Singen den Tod dieses Menschen bedeutet habe.

H. Aber der wilde Jäger?

E. Den kannst du auch hören, vorzüglich im Herbste. Dieß sind Scharen von Kranichen oder wilden Gänsen, die hoch in der Luft fliegen. Weil es Nacht ist: so kann man sie nicht sehen, ihr Geschrey höret man aber desto deutlicher. Weil nun furchtsame Leute so viele Stimmen hören, ohne etwas zu sehen, das diese Stimmen von sich gibt: so glauben sie es wären Geister.

H. Aber das Rasseln und Poltern im Bahrenhause?

E. Es rasselt und poltert ja des Nachts bald da, bald dort. — Untersucht man woher es komme: so findet man immer etwas Lebendiges. Es können ja Marder, Iltisse oder Katzen sich in die Bahrenhäuser schleichen, und daselbst poltern, und, da immer Leute sterben: so werden auch welche sterben, wenn es im Bahrenhause gepoltert hat.

H. Kannst du mir aber wohl auch sagen, lieber Vater, wer der Reiter ohne Kopf gewesen ist?

E. Ein lebendiger Reiter. Vielleicht einer von den Feinden, der sich vermummt hatte, damit die deutsche Schildwache sich vor ihm fürchten solle, und der auf der Wiese herum ritt, um recht zu untersuchen, wo die Deutschen am besten angegriffen werden könnten. Sehet, so ist es mit allen Gespenstergeschichten. Wenn man sie genau untersucht: so findet man immer daß alles ganz natürlich zugeht. Glaubt mir, lieben Kinder! es gibt gar keine Gespenster.

H. Aber woher weißt du denn das, lieber Vater?

E. Das will ich dir sagen. Ich und alle Leute, die keine Gespenster glauben, sehen nie welche, und andere, die leichtgläubig und furchtsam sind, sehen sie an allen Ecken stehen. Wenn ihr lieben Kinder! eure lächerliche Furchtsamkeit nicht ablegt, so werdet ihr immer Gespenstererscheinungen haben. Jeden hohlen Baum, jede schwar-

ze Katze, jeden unbekannten Menschen, jedes Gepolter, das ihr des Nachts hört, werdet ihr für Gespenster halten. Sobald ihr aber wieder vernünftig werdet, und alles, was euch verdächtig ist, genauer untersucht: so werden alle Gespenster auf immer vor euch verschwinden.

So bald als Herr Tillmann wieder ins Haus kam, setzte er diese Unterredung über die Gespenster fort, und heilete seine Zöglinge gänzlich von der Gespensterfurcht. Um sie auf die Probe zu stellen, schickte er, bald diesen, bald jenen im Dunkeln weg, um ihm etwas zu hohlen, und sie kamen immer wieder, ohne sich vor etwas gefürchtet zu haben.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Jetzt da er sich von der Traurigkeit über den Verlust seiner guten Mutter etwas er-

hohlet hatte, fing er auch seine Lehrstunden wieder an, und ging deßwegen mit seinen Zöglingen aus, um blühende Pflanzen einzutragen.

Sie brachten einen großen Vorrath davon nach Hause, und legten sie auf den Tisch. Herr Tillmann nahm eine Pflanze heraus, welche Chenopodium bonus Henricus, auf Deutsch guter Heinrich hieß, zeigte den Kindern die Beschaffenheit ihres Stengels, die Form ihrer Blätter, den Stand ihrer Blüthen, die Zahl ihrer Staubfäden und ihre Nutzbarkeit; aber dieß Mahl hatte er an ihnen nicht viel Freude. Sonst waren sie immer still und aufmerksam, dieß Mahl flüsterten und lachten sie unaufhörlich. Sobald er sagte: die Pflanze hieße guter Heinrich, so sahen Julie und Stephan Heinrichen an und lachten. Das ist dein Bruder! sagte Stephan zu Heinrichen; künftig sagte Julie, sollst du Chenopodium bonus Henricus heißen. Ein Mahl rief auch Julie: Chenopodium bonus Henricus! gib mir einmahl die Pflanze

her,

her, die vor dir liegt. Dieß wollte Heinrich nicht leiden, und sagte: Herr Tillmann! meine Schwester heißt mich chenopodium bonus Henricus.

Mit euch, Kinder! sagte Herr Tillmann, ist heute nichts anzufangen. Ihr seyd nicht aufmerksam, darum werdet ihr auch nichts lernen. Stephan! wie heißt die Pflanze, über die du so viel lachst?

St. Wie mein Nachbar; guter Heinrich (alle lachten).

T. Ich will aber den lateinischen Nahmen wissen.

St. Bonus Henricus.

T. Dieß ist nur halb getroffen. Es ging erst noch ein anderer lateinischer Nahme voraus.

St. Den will ich gewiß auch treffen. Lassen Sie mich nur besinnen. Es war so etwas von podium dabey — jetzt weiß ich es — polypodium.

T. Falsch! Julie, sage du es!

J. Chenopodium bonus Henricus, (indem sie ihren Bruder sanft am Ohre zupfte.)

St. Das ist aber auch ein gar sonderbarer Nahme, den kann ich gewiß nicht merken.

T. Du bist ein sonderbarer Mensch; du richtest deine Gedanken nicht auf das, was ich sage, sondern flatterst damit umher, darum kannst du diesen Nahmen nicht merken. Nun nahm Herr Tillmann von den eingetragenen Pflanzen eine nach der andern, legte sie in einer Reihe auf eine lange Tafel und nannte dabey ihre Nahmen. Bey diesem Hernennen wurde wieder viel gelacht.

Hierauf fragte er die Kinder wieder durch, wie die hingelegten Pflanzen hießen? Da wußten sie aber fast gar nichts. Herr Tillmann wurde darüber verdrießlich, nahm die Pflanzen zusammen, und warf sie zum Fenster hinaus. Darauf sagte er, morgen bringe mir ein jedes einen Aufsatz über das, was ich von chenopodinm bo-

nus

nus Henricus gesagt habe! Ich verspreche mir aber nicht viel: denn ihr seyd nicht aufmerksam gewesen.

Den folgenden Tag brachten sie ihre Aufsätze: Sie fielen gerade so aus, wie es Herr Tillmann voraus gesagt hatte. Julie und Stephan hatten die Pflanze ganz falsch beschrieben. Julie sagte in ihrem Aufsatze, die Pflanze sey giftig, und Stephan hatte sogar geschrieben genebodium ponus henricus, obgleich Herr Tillmann diesen Nahmen den Tag vorher an die Tafel geschrieben hatte. Heinrichs Aufsatz war etwas besser gerathen; aber doch war er nicht so gut wie sonst.

Herr Tillmann gab ihnen ihre Aufsätze zurück. Sonst sagte er, war es meine größte Freude, meiner lieben Zöglinge Aufsätze durchzusehen. Ihr beschriebt alles genau so, wie ich es euch gesagt und gezeigt hatte, und ich durfte nur wenige Fehler verbessern. Jetzt habt ihr fast alles falsch aufgeschrieben. Aber woher kommt es? Sonst waret ihr aufmerksam, ihr dachtet an nichts an-

ders

ders, als an das was ich sagte; gestern dachtet ihr aber nicht an das was ich sagte, sondern eure Gedanken flatterten umher. Wenn ihr so fortfahret, werdet ihr nichts lernen. Wenn man bey Tische ist: so muß man das Maul aufthun und seinen Theil von den aufgetragenen Speisen genießen; sonst bleibt man hungrig, wenn auch der ganze Tisch voll Speisen stånde: und wenn man in der Lehrstunde ist, so muß man auf das merken, was der Lehrer sagt; sonst bleibt man unwissend, wenn auch der Lehrer noch so viel Gutes sagte.

Die Kinder sahen ein, daß Herr Tillmann Recht habe, nahmen sich vor, künftig aufmerksamer zu seyn, und hielten es auch.

Schon in der nachmittågigen Lehrstunde zeigten sie, daß es ihnen ein Ernst sey, künftig besser aufzumerken. Herr Tillmann stellte die Charte von Afrika vor sie hin, nannte ihnen alle die Meere, mit welchen es umgeben ist, alle Hauptströme, alle Lånder, die darin liegen. Dann zeigte er mit einem

nem Stäbchen auf alle die Dinge, die er genannt hatte, und die Kinder mußten den Nahmen davon nennen. Nachdem dieses ein Paar Mahl geschehen war, sagte er: nun Kinder! will ich sehen wer von euch am aufmerksamsten gewesen ist. Sehet die Charte noch einmahl recht genau an!

Sie thaten es.

Wer von euch, fuhr er fort, getrauet sich nun wohl alle diese Meere, Länder, Ströme, der Ordnung nach herzusagen?

Ich, ich, riefen alle, lieber Herr Tillmann, ich kann es gewiß.

Darauf fing Julie an, dann fuhr Heinrich, und endlich Stephan fort. Es ging recht gut, nur Stephan stockte ein Paar Mahl.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Nun wollen wir, sagte Herr Tillmann, noch eine andere Uebung vornehmen. Ich will

will die Charte umwenden, werdet ihr mir denn da auch die Meere, Länder, und Ströme von Asien wieder der Ordnung nach hersagen können?

Die Kinder versicherten, daß sie es könnten. Darauf mußte Heinrich einen Versuch machen — es ging vortrefflich.

Julie folgte ihm nach. Es ging auch gut. Nur fehlte sie darin, daß sie das rothe Meer mit dem Persischen Meerbusen verwechselte.

Stephan machte es auch ziemlich gut, und ob er gleich mehrmahls fehlte; so war Herr Tillmann doch mit ihm zufrieden, da er wußte, daß er seine Kräfte weniger, als die Uebrigen geübt hatte. Ihr sehet jetzt, lieben Kinder, wie gut es sey, wenn man aufmerksam ist. Da merkt man was man gesehen oder gehört hat, und die Einbildungskraft kann es sich dann der Ordnung nach wieder vorstellen.

Was ist denn das die Einbildungskraft? fragte Julie.

Das

Das ist, sagte Herr Tillmann, eben die Kraft, die ihr jetzt geübt habt, das Vermögen, sich die Sachen, die man empfunden hat, wieder vorzustellen.

Kannst du dir, Stephan, deinen Vater wohl vorstellen?

O ja! antwortete Stephan. Er ist so groß, wie Sie, hat blaue Augen, eine gebogene Nase, gelbliches Haar, und trägt gewöhnlich einen grauen Rock.

Du hast ihn gut beschrieben. Es war dir gewiß, als wenn du deinen Vater vor dir stehen sähest. Wenn wir nun fein aufmerksam sind auf das, was wir sehen und hören, und üben uns, uns diese Dinge wieder vorzustellen: so wird es uns immer leichter das, was wir gesehen und gehört haben, andern zu beschreiben. Wenn ich wüßte, daß es euch Freude machte: so hätte ich wohl Lust einmahl mit euch eine kleine Reise zu machen, damit ihr mir hernach beschreiben könntet, was ihr dabey bemerkt habt.

Ach, lieber Herr Tillmann! sagten die Knaben, thun sie es doch ja.

Julie hing den Kopf und fragte: werden Sie mich auch mitnehmen?

Wenn es die Aeltern erlauben, war Herrn Tillmanns Antwort.

Die Aeltern erlaubten es wirklich. Den folgenden Morgen wurde die Reise schon angetreten, und sie kamen des Abends vergnügt zurück.

Den folgenden Tag trug Herr Tillmann den Kindern auf niederzuschreiben, was sie bemerkt hatten. Heinrich lieferte folgende Reisebeschreibung.

„Den ersten August machte Herr Till-
„mann mit mir, meiner Schwester und un-
„serm Freunde Stephan eine kleine Reise
„nach Rosmannshausen. Unser Hund Ru-
„mex lief auch mit. Da wir in das Brach-
„feld kamen, sahe Rumex einen Hasen und
„verfolgte ihn. Herr Tillmann pfiff, aber
„Rumex hörte nicht darauf. Da er wieder
„kam, gab ihm Herr Tillmann ein Paar
„Hiebe mit dem Stocke. Julie fand hier

„Solanum nigrum. Darüber freueten „wir uns, weil wir es noch nicht gesehen „hatten. Bey Finkenleben kam ein Post„knecht geritten, welcher auf dem Post„horne das Liedchen blies: Freut euch des „Lebens! es klang recht artig. Wir bothen „ihm einen guten Morgen. Durch Fin„kenleben fließt ein kleiner Bach, in wel„chem viele Schmerlen sind. Die Häu„ser sind hier alle mit Stroh gedeckt. „Auf dem Kirchthurme ist ein Hahn von „Blech, welcher sich umdreht, wann der „Wind geht. Man nennt ihn einen Wet„terhahn. Vor dem Pfarrhause saß eine „schwarze Katze. Rumex wollte sie anpacken. „Sie stellte sich aber auf ihre Hinterfüße „und hieb den Rumex so mit ihren Kral„len, daß er den Schwanz einzog, heulte „und davon lief. Hinter einer Scheuer fand „Stephan eine Pflanze die graulich aussah, „und eine schwarzgelbe Blüthe hatte. Wir er„fuhren von Herrn Tillmann, daß sie hyoscy„amus niger oder Bilsenkraut heiße; u. s. w."

Herr Tillmann lobte Heinrichs Aufsatz,

und

und versicherte, seine Einbildungskraft habe ihm sehr ordentlich und treu die Dinge wieder vorgestellt, wie er sie empfunden gehabt hätte.

Stephan und Julie hatten weniger bemerkt, und das bemerkte etwas unordentlich erzählt. Julie wollte den Auftritt mit Rumex in Korbleben gesehen haben, und Stephan sagte, in Finkenleben wären ihm viele hundert Bauern begegnet.

Was ihr da geschrieben habt, bemerkte der Lehrer, ist nicht wahr. Gewöhnet euch doch also ja, auf alles was ihr sehet, höret und empfindet, recht zu merken, damit ihr es euch recht ordentlich wieder vorstellen könnet, sonst werdet ihr Lügner, ohne daß ihr es seyn wollt.

Herr Tillmann fragte die Kinder nun wieder nach den Nahmen der Länder, Ströme und Meere, die er ihnen, bey Erklärung der Charte von Asien, genannt hatte, und sie wußten noch sehr wenig davon. Man konnte es ihnen an ihren Mienen an-

sehen, daß sie darüber sehr verdrießlich waren.

Herr Tillmann schwieg ein Paar Augenblicke, dann hohlte er ein kleines Sieb herbey, und sagte Julien, sie möchte es voll Wasser hohlen.

Das Sieb voll Wasser? sagte Julie. Wie kann ich denn das? und wenn ich noch so viel Wasser hinein gieße: so läuft doch alles wieder heraus.

Da geht es dir, sagte Herr Tillmann, wie mir mit euern Köpfen. Ich habe euch vor ein Paar Tagen so viele Nahmen gelehrt, und da ich wieder danach frage: so habt ihr so wenig davon in den Köpfen, als Julie Wasser im Siebe haben würde, wenn sie welches damit geschöpft hätte. Wenn ihr das, was ihr in den Lehrstunden gehört habt, behalten wollt, so müßt ihr es auswendig lernen. Dadurch wird euer Gedächtniß geübt, und es wird euch hernach immer leichter, das was ihr gelernt habt, zu behalten.

Er ließ sie daher alle die Nahmen, die er von Asien ihnen gesagt hatte, niederschreiben, sie auswendig lernen, und den folgenden Tag wieder hersagen. So ließ er sie täglich, und in der Folge immer mehr, auswendig lernen. Anfänglich wurde es ihnen schwer, nach und nach aber immer leichter. Wenn sie dann in der Folge recht gut wußten, was sie einige Tage zuvor gelernt hatten: so freueten sie sich, und sagten, nun haben wir doch keine Siebköpfe mehr.

Julie merkte auch recht gut, bisweilen noch besser als Stephan, ob sie gleich, seit einiger Zeit immer in den Lehrstunden strickte. Herr Tillmann merkte, daß hinter dem Stricken etwas stecken müsse. Warum, fragte er sie einmahl, warum strickst du denn jetzt immer so fleißig?

Julie lächelte, und hing den Kopf auf eine Seite:

T. Darf ich es denn nicht wissen?

J. Ich sage es nicht gern.

T. Ich sehe keinen Grund, warum du es nicht sagen willst. Hat denn der Vater oder die Mutter verboten, es mir zu sagen?

J. Nein. Ihnen will ich es wohl sagen, aber die Bursche da sollen es nicht wissen.

Sie zog also Herrn Tillmann auf die Seite, und zischelte ihm in die Ohren: ich stricke einen Beutel für meinen Vater, zu seinem Geburtstage, der künftige Woche ist.

T. Das machst du gut. Warum soll ich denn aber dem Heinrich und dem Stephan es nicht sagen?

J. Ach die können nicht schweigen!

T. Heinrich! Stephan! hört einmahl was Julie sagte; ihr könntet nicht schweigen.

St. Ich? Ich kann gewiß schweigen!

H. Von mir soll kein Mensch etwas erfahren.

T. Nun das glaube ich auch. Denn wenn ihr nicht verschwiegen wäret; so wäret ihr keine guten Kinder. Wenn ich dem Stephan oder Heinrich meine Uhr aufzuheben geben wollte, und er wollte so leichtsin-

nig damit umgehen, daß er sie verlöre, so sieht jeder, daß das nicht Recht wäre: eben so unrecht ist es aber auch, wenn jemand ein Geheimniß ausplaudert, das ihm von einem andern anvertrauet wurde. Glaubst du das Heinrich?

H. Das glaube ich gewiß.

T. Wenn dir also jemand im Vertrauen sagte, daß er deinem Nachbar die Fenster einwerfen wolle: so mußt du es verschweigen?

H. Nein, das thäte ich doch wirklich nicht.

T. Warum denn nicht?

H. Das wäre doch ein Schade für meinen Nachbar, wenn ihm die Fenster eingeworfen würden.

T. Wenn uns also jemand ein Geheimniß anvertrauet, das einem andern schadet: so dürfen wir es nicht verschweigen. Da kommt es nun also darauf an, ob das Geheimniß, das Julie weiß, irgend jemanden nachtheilig sey. Was meynst du Julie?

J. Sie wissen ja selbst, daß es niemanden schadet.

T. Da dächte ich, du thätest wohl, wenn du es diesen Burschen sagtest.

Da entdeckte es denn Julie dem Stephan und Heinrich, nachdem sie ihr versprochen hatten, daß sie es nicht ausplaudern wollten.

Nun entstand aber auch in beyden der Wunsch, dem guten Vater auch etwas zu schenken: sie entdeckten ihn Herrn Tillmann, und dieser fand ihn billig. Was sie ihm aber schenken wollten, darüber waren sie nicht einig. Endlich fiel Heinrich darauf ihm ein Stockband zu schenken, und Stephan wollte ihm ein Uhrband geben.

Schön! sagte Herr Tillmann, habt ihr diese Bänder aber selbst verfertigt?

Da sie die Achseln zuckten, und eingestanden, daß sie sie kaufen wollten; so schüttelte Herr Tillmann den Kopf und sagte: wenn ihr die Bänder nicht selbst gemacht habt, so laßt nur euer Schenken seyn. Was für Freude wird dieß dem Vater wohl machen, wenn ihr ihm diese Kleinigkeiten kaufen wollt? Der Vater hat ja so

 viel

viel Geld, daß er sie leicht selbst kaufen kann. Wenn sie aber von euch selbst wären verfertigt worden, da wäre es eine andere Sache. Da sähe der Vater doch daraus, daß ihr etwas gelernt hättet. Denn Kinder können ihren Aeltern mit nichts mehr Freude machen, als wenn sie ihnen zeigen, daß sie immer besser werden und immer mehr lernen.

Da wurden die Knaben traurig, und Heinrich sagte endlich etwas unwillig: da können wir ja dem guten Vater gar nichts zeigen; denn wir haben ja nichts gelernt! —

Nichts gelernt? fragte Herr Tillmann, nichts gelernt? Und ich war euer Lehrer — ihr habt also bey mir nichts gelernt? da wäre ja wohl das Beste, daß ich euch verließe.

Ey so meyne ich es nicht. Wir haben nichts verfertigen lernen, das wir dem Vater geben könnten, sagte Heinrich.

Ich habe ja nicht gesagt, fuhr Herr Tillmann fort, daß die Kinder den Aeltern immer etwas schenken müssen, wenn sie ihnen Freude machen wollen, sondern daß sie ihnen zeigen sollen, daß sie besser geworden

den sind, und mehr gelernt haben. Wenn ihr also wirklich etwas bey mir gelernt habt, so zeiget es dem Vater an seinem Geburtstage!

Wie sollen wir dieß anfangen? fragte Stephan.

Dieß will ich euch schon sagen, antwortete Herr Tillmann.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Er sagte es ihnen auch wirklich, und die Kinder arbeiteten unverdrossen, um dem guten Vater, der ihnen den lieben Herrn Tillmann zum Lehrer und Aufseher gegeben hatte, Freude zu machen.

Der Geburtstag war nun da, und wurde ohne Gepränge, aber herzlich gefeyert. Als der Vater aus seinem Schlafzimmer trat, brachte ihm Hedwig den Kaffee und zugleich recht sauber geschriebene Briefe von Julien, Heinrich,

Ste-

Stephan. Herr Ehrenfried öffnete, und las sie, und ein Paar Thränen liefen ihm, während des Lesens über die Backen. Stephans Brief lautete folgendermaßen.

Lieber Vater!

Ja, du bist mein Vater. Denn du läßt mich ja erziehen. Ich war sonst ein sehr wilder Knabe, und hatte sehr wenig gelernt. Du hast mich wie dein Kind behandelt, hast mich belehren und erziehen lassen. Nun weiß ich vieles, was ich sonst nicht wußte, und bin nicht mehr so schlimm wie sonst. Lieber Vater! ich will gewiß immer besser werden, und mehr lernen, damit ich dir Freude mache. Lebe recht lange und vergnügt. Wenn es neun geschlagen hat: so komm doch auf Herrn Tillmanns Stube, und höre was wir gelernt haben. Ich bin

dein

dankbarer Sohn

Stephan.

Da es drey Viertel auf neun geschlagen hatte, machte Herr Ehrenfried wirklich

An-

Anstalt, mit seiner Frau auf Herrn Tillmanns Stube zu gehen. Sie wurden aber doch etwas aufgehalten, durch einen unerwarteten Besuch, der so eben in das Zimmer trat. Es war Stephans Vater. Nachdem er Herrn Ehrenfried umarmt und ihm zu seinem Geburtstage Glück gewünscht hatte, fragte er sogleich: wo ist mein Sohn?

Sie sollen ihn sehen, antwortete Herr Ehrenfried, nahm ihn bey der Hand und führte ihn nach Herrn Tillmanns Zimmer.

Da saßen die drey Kinder an einem Tische: Herr Tillmann ging Herrn Ehrenfried entgegen, um ihm etwas zu sagen; er wurde aber unterbrochen. Sobald Stephan seinen Vater erblickte, flog er ihm entgegen, fiel ihm um den Hals, weinte, und sagte: lieber, guter Vater!

Erst nach einigen Minuten konnte Herr Tillmann sagen, was er sagen wollte. Er drückte Herrn Ehrenfrieds Hand und sagte: guter Vater! Ihre lieben Kinder haben lange überlegt, womit sie Ihnen an Ihrem heu-

heutigen Geburtstage Freude machen woll-
ten; endlich dachten sie, der gute Vater
wird sich über nichts mehr freuen, als wenn
wir ihm zeigen, was wir gelernt haben.
Ich bitte also mir zu erlauben, daß ich in
Ihrer Gegenwart eine Prüfung mit den lie-
ben Kindern anstelle.

Das wird mir viele Freude machen,
sagte Herr Ehrenfried.

Und nun bath er Herrn Ehrenfried, ihm
von den merkwürdigen Thieren, die es in
der dortigen Gegend gab, eins zu nennen.
Er nannte den Storch.

Darauf mußte ihn Julie vom Schnabel
an bis auf die Fußzehen beschreiben; Ste-
phan mußte ihn mit einer Eidechse verglei-
chen, und zeigen, worin beyde Thiere
einander ähnlich, und worin sie einander
unähnlich wären; endlich mußte Heinrich
seine Nahrungsmittel, seine Lebensart, und
den Nutzen erzählen, den er den Menschen
verschafft.

Frau Ehrenfried nannte hierauf eine
Forelle, und der Herr Amtmann einen

Rehbock, welche die Kinder eben so gut beschrieben.

Als diese Prüfung vorbey war, brachte Stephan einen ganzen Arm voll Pflanzen herbey, welche den Tag zuvor waren eingesammelt worden. Herr Tillmann hielt eine Pflanze nach der andern in die Höhe, und die Kinder nannten den lateinischen Nahmen derselben, und suchten auch bisweilen die Merkmahle auf, wodurch sie eine Pflanze von der andern unterscheiden konnten.

Hierauf wurde die Charte von Amerika herbeygebracht. Heinrich drehte sich um, und nannte die Länder, die darin liegen, nach der Reihe her, Julie nannte alle merkwürdige Flüsse und Stephan alle große Städte dieses Erdtheils. Sie erzählten auch viel von den Thieren die hier leben, den Pflanzen die hier wachsen, den Metallen, die in der Erde gefunden werden, und was die Einwohner alles verfertigen können.

Nun

Nun wurden auch Rechenübungen angestellt, und die Schreibebücher vorgezeigt. Die Aeltern der Kinder sahen mit Vergnügen, daß sie fleißig gewesen waren, und weit mehr wußten, als vor einem halben Jahre.

Herr Ehrenfried glaubte, daß nun das ganze Examen vorbey wäre; allein Herr Tillmann bath ihn, seinen Kindern zu erlauben, daß sie nun auch examiniren dürften. Kaum hatte er es gesagt: so war Julie zur Thür hinaus geschlüpft, und brachte ihren Bruder Karl herein. Nun, sagte sie, Karlchen, zeig einmahl dem lieben Vater, was du gelernt hast. Da nahm er Conrad Kiefers A B C und Lesebuch, das er unter dem Arme hatte, und las:

Herr Curt sprach zu dem Fritz:

Spiel nicht mehr mit dem Spitz u. s. w.

Die Aeltern verwunderten sich und fragten, wer hat dich denn lesen gelehrt?

Da, sagte er, indem er auf Julien wies, da steht meine Lehrmeisterinn.

Wirk=

Wirklich hatte sie ihm, unter Herrn Tillmanns Aufsicht, das Lesen beygebracht.

Kaum war diese Prüfung zu Ende: so faßte ihn Heinrich bey der Hand, und führte ihn zu einem Tische, wohin er vierzig verschiedene Pflanzen gelegt hatte. Er hob eine nach der andern in die Höhe, und ließ sich ihren Nahmen sagen, und er wußte sie alle richtig zu nennen. Nun nannte Heinrich die Nahmen, und Carl mußte die Pflanzen dazu suchen, und er fand sie.

Ihr habt mir durch euren Fleiß ein schönes Geburtstagsgeschenk gemacht, lieben Kinder! sagte Herr Ehrenfried. Für einen rechtschaffenen Vater gibt es keine größere Freude, als zu sehen, daß seine Kinder wohl gerathen. Und wem habe ich dieses zu verdanken? Ihnen, lieber Herr Tillmann! Bey diesen Worten umarmte er ihn.

Und ich — sagte der Herr Amtmann zu ihm, ich weiß nicht Worte zu finden, um Ihnen meine Dankbarkeit auszudrü-

cken. Sie bekamen meinen Sohn als einen rohen unwissenden Menschen, und unter Ihrer Aufsicht ist er gut und fleißig geworden.

Sie beschämen mich durch Ihr Lob, sagte Herr Tillmann. Sie beyde übergaben mir ihr Bestes, was sie hatten; mußte ich dieß Anvertraute nicht sorgfältig in Acht nehmen, wenn ich ein rechtschaffener Mann seyn wollte? Mit diesen Worten entfernte er sich.

Die Kinder wollten ihm folgen, der Herr Amtmann hielt sie aber zurück, und sagte: wißt ihr denn, lieben Kinder! wem ihr alles, was ihr in diesem halben Jahre lerntet, zu verdanken habt?

Dem lieben Herrn Tillmann, antworteten alle.

Vergeßt es nicht, lieben Kinder! fuhr er fort. Was er an euch thut, könnt ihr ihm nie vergelten. Thut also, was ihr könnt, und sucht ihm durch Fleiß und Folgsamkeit seine Geschäfte zu erleichtern.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Hedwig entfernte sich indessen, ging in die Küche und sahe zu, ob die Verordnungen die sie, wegen der Mahlzeit, gemacht hatte, gehörig wären befolgt wurden. Sie fand alles wie sie es wünschte. Der Tisch war gedeckt, und, weil es des Vaters Geburtstag war, weit reichlicher besetzt als sonst. Da standen Torten und Kuchen, und eingemachte Früchte. Bald darauf kam auch eine Pastete, zweyerley Braten, Fisch, Wein u. d. g.

Es erschienen nun auch verschiedene Freunde, und Anverwandte des Herrn Ehrenfried, und zuletzt Herr Ehrenfried selbst, nebst der Gesellschaft, die an der Prüfung Theil genommen hatte. Man setzte sich und war sehr vergnügt. Herr Ehrenfried erzählte alles das Gute, das ihm bisher zu Theil geworden war, die Un-

Unglücksfälle, die er erlebt hatte, und wie doch alles noch recht gut abgegangen wäre. Am längsten hielt er sich bey der großen Gefahr auf, in welcher sein Haus, bey der letzten Feuersbrunst sich befunden hätte, und wie es durch des Herrn Amtmanns Thätigkeit wäre gerettet worden.

Gegen das Ende der Mahlzeit wurden auch Gesundheiten getrunken. Frau Ehrenfried stand auf, nahm das Glas in die Hand und sagte: Es lebe mein rechtschaffener Mann: möge er bis in das späteste Alter thätig seyn, und an seinen Kindern Freude sehen!

So brachte jeder Gast einen Wunsch für Herrn Ehrenfrieds Wohlseyn aus, und so oft einer ausgebracht wurde, trank man ein wenig Wein dazu.

Unter der Zeit nun, daß alles so vergnügt war, vergaß man auf die Kinder so aufmerksam, wie sonst, zu seyn. Die Kinder vergaßen vor lauter Fröhlichkeit auch manches, was sie sich sonst vorgenommen

hat-

hatten und aßen von jedem Gerichte, das aufgetragen wurde. Julchen besonders aß wohl noch Ein Mahl so viel als sie sonst zu essen pflegte. Hätte Sie es doch nicht gethan!

Gegen Abend klagte sie über Bauchweh, und bath die Mutter, ihr zu erlauben, daß sie etwas früher zu Bette gehen dürfe. Es wurde ihr erlaubt.

Während des Ausziehens empfand sie einen so heftigen Frost, daß ihr die Zähne klapperten. Sie eilte daher, daß sie in das Bett kam, zog die Decke über sich, und glaubte, es würde nun besser werden. Es wurde aber nicht besser. Einige Stunden warf sie sich unruhig umher und krümmte sich vor Schmerzen.

Endlich da der Wächter unter dem Fenster rief: die Glocke hat e i n s geschlagen, mußte sie aus dem Bette springen, und es erfolgte ein heftiges Erbrechen.

Die gute Mutter, die, wegen der Besorgung der Küche, einen sehr sauern Tag ge-

gehabt hatte, und jetzt in einem sanften Schlafe lag, wurde durch das Geräusch erweckt und stand auf, um der Tochter Hülfe zu leisten, warf einen Mantel um, weckte die Magd aus dem Schlafe, den sie, nach einem sehr sauern Tage genoß, und ließ Thee machen, den sie nun der kranken Julie einflößte. Zwey Uhr war alles vorbey. Jedes kroch in sein Bett und schlief sanft bis an den Morgen.

Dieser Morgen aber war gar nicht so angenehm, wie sonst. Julie klagte über heftiges Kopfweh. In Heinrichs und Stephans Köpfen war es auch etwas wüste, weil auch sie etwas mehr als sonst genossen hatten. Da sie also in Herrn Tillmanns Lehrstunde kamen, waren sie alle verdrüßlich. Herr Tillmann that verschiedene Fragen an sie, über das, was sie vor ein Paar Tagen gelernt hatten. Sie gaben aber lauter unschickliche Antworten: weil es ihnen sehr schwer wurde sich zu besinnen. Wie kommt es, frag-

te Herr Tillmann, daß ihr heute alle so schläfrig, und unmuthig seyd?

Ich weiß es selbst nicht, antwortete Stephan. Ich habe unruhig geschlafen, und das Frühstück hat mir auch nicht geschmeckt.

Ich will es euch sagen lieben Kinder! es kommt von der gestrigen Mahlzeit. Es waren da mehrere Gerichte als sonst, sie waren stärker gewürzt, als gewöhnlich, dieß verleitete euch, daß ihr mehr als sonst genosset. Dadurch habt ihr den Magen verdorben, und euer Blut ist zu sehr erhitzt worden. Ich will euch darüber keine Vorwürfe weiter machen. Merkt es aber, was für traurige Folgen die Unmäßigkeit hat. Sie macht den Menschen kränklich, verdrießlich, und zur Arbeit ungeschickt. Wer gesund bleiben, vergnügt leben, und zur Arbeit aufgelegt bleiben will; der muß schlechterdings mäßig seyn.

Jetzt kommt lieben Kinder, und laßt uns ins Freye gehen. Denn lernen thut ihr

ihr heute doch nichts; der heutige Tag ist für euch so gut, als verloren.

Sie folgten ihm traurig. Als sie vor die Stadt kamen, setzten sie sich auf einen Hügel, von dem sie die Aussicht auf einen Wiesengrund hatten, durch den sich ein Bach schlängelte, an dessen Ufern Erlen und Weiden standen. An der Seite waren verschiedene Gartenhäuser erbauet, in denen sich die Bürger zu vergnügen pflegten, wann sie sich von ihren Arbeiten erhohlen wollten. Dasjenige, welches ihnen zunächst lag, war vorzüglich schön.

Wißt ihr, lieben Kinder! fragte Herr Tillmann, wem dieses Gartenhaus gehöret?

Ich weiß es, antwortete Heinrich, es gehört unserm Nachbar, Herrn Hildebrand.

Ganz recht! sagte Herr Tillmann. Immer hat es ihm aber nicht gehört. Sein voriger Besitzer hieß Herr Schiffer.

Von diesem muß ich euch doch etwas erzählen. Sonst war er nicht begütert. Er hatte als Stadtschreiber gerade so viele Einnahme, daß er sich und seine Familie davon

sättigen, kleiden, seine Zimmer heizen, und die nöthigsten Ausgaben bestreiten konnte. Im übrigen befand er sich sehr wohl. Von Krankheit wußte er nichts, und wann er seine Arbeit geendigt hatte, und des Abends mit seiner Familie auf diesem Hügel ein Butterbrot genoß: so war er vergnügter als kein König ist. Dabey stiftete er viel Gutes. Wenn Leute mit einander uneinig wurden, und einen Streit anfangen wollten: so versöhnte er sie wieder mit einander; traf er eine Familie an, die keine Nahrung hatte: so ging er zu den Reichern und verschaffte ihnen Arbeit; sah er ein Kind, das nicht erzogen wurde: so ruhete er nicht eher, bis er es in ein Haus gebracht hatte, wo es eine gute Erziehung genoß. Daß er seine eigenen Kinder gut erzog, könnt ihr leicht denken.

Dieser Herr Schiffer ging nun einmahl, nachdem er von diesem Hügel den Untergang der Sonne betrachtet hatte, sehr vergnügt nach Hause. Ach, so vergnügt wurde er nie wieder! Mit diesem Tage endigte sich sein ganzes Wohlseyn.

Da er den andern Tag erwachte und im Begriffe war, an seine Arbeit zu gehen: so kam ein Postknecht und brachte ihm einen Brief. Er öffnete ihn — er war von Amsterdam, und meldete, daß sein Bruder in Ostindien gestorben sey, und ihm ein Vermögen von 20000 Dukaten hinterlassen habe.

War denn dieses ein Unglück? fragte Stephan; für Herrn Schiffer wenigstens war es ein Unglück, antwortete Herr Tillmann. Gleich den folgenden Tag bath er eine Gesellschaft von Freunden zusammen, gab ihnen einen Schmaus, und genoß so viel, daß er den folgenden Tag heftiges Kopfweh hatte und zu allen Geschäften untüchtig war.

Als er die 20000 Dukaten erhalten hatte: so änderte er seine ganze Lebensart. Er wendete weit mehr Geld auf seine Mahlzeiten, aß mehr und trank mehr, als sonst. Dabey verlor er alle Lust zur Arbeit, gab sein Amt auf und nahm sich keines Menschen mehr an: weil ihm dieß zu viel Mühe

machte. Auch war er immer unmuthig und mürrisch, weil er bey dem unmäßigen Genusse sich immer übel befand. Am Ende bekam er die Gicht, welche ihn fünf Jahre peinigte, bis er an derselben starb. Einige Tage vor seinem Tode wankte er noch mit vieler Mühe auf diesen Hügel, sah die Sonne untergehen, und weinte. Ach! sagte er, was für ein ganz anderer Mann war ich vor einigen Jahren, da ich noch mäßig war. Wie vielen Leuten half ich! wie gesund, wie froh war ich! Jetzt ist Essen und Trinken mein wichtigstes Geschäft — niemanden nütze ich mehr — immer bin ich krank — immer verdrießlich. Verwünscht sey die Unmäßigkeit! Zitternd ging er an seinem Stabe nach Hause und starb nach wenigen Tagen. Dieser Garten, den er angelegt, dieß Gartenhaus, das er erbauet hatte, alles was man in seinem Hause fand, wurde verkauft, um die Schulden zu bezahlen, die ihm seine Unmäßigkeit zugezogen hatte.

Die Kinder merkten alle, warum ihnen Herr Tillmann diese Geschichte erzählt habe, und nah-

nahmen sich vor, daß sie künftig sich hüthen wollten, mehr zu genießen, als ihnen dienlich wäre.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Nun wurde wieder nach Hause gegangen. Auf dem Rückwege trug sich aber etwas zu, das die ganze Gesellschaft, die schon verdrießlich war, noch verdrießlicher machte. Herr Tillmann war mit Heinrich und Julien etwas vorausgegangen, und Stephan war zurückgeblieben, um ein Paar Käfer zu betrachten, die es sich sehr sauer werden ließen, ein Klümpchen Schafmist fortzurollen. Auf Ein Mahl hörte Herr Tillmann einen heftigen Zank, von dem er weiter nichts verstand, als — dummer Junge! dummer Junge! du bist ein dummer Junge!

Als er sich umdrehete, sah er Stephanen in einem sehr heftigen Streite mit zwey

Gas-

Gassenbuben. Was gibts hier? rief er. Sogleich liefen die Gassenbuben fort, Stephan kam mit starken Schritten auf Herrn Tillmann zu und glühte vor Zorn.

Was fehlt dir? fragte Herr Tillmann.

St. Können Sie sich vorstellen! da kamen ein Paar zerlumpte Buben und schimpften mich einen dummen Jungen.

T. Und was thatest Du?

St. Ich schimpfte wieder.

T. So! thaten denn die Buben Recht daran, daß sie dich schimpften?

St. Wie können Sie denn noch fragen? das war ja abscheulich.

T. Und doch schimpftest du auch und handeltest eben so abscheulich.

St. Sie haben mich ja aber zuerst geschimpft; darf ich denn das leiden?

Jetzt kam Stephans Vater gegangen; Herr Tillmann geboth dem Stephan zu schweigen, und wendete sich an seinen Vater. Herr Amtmann, sagte er, ich weiß es, daß oft Leute zu Ihnen kommen, die sich streiten,

ten, und von Ihnen verlangen, daß Sie entscheiden sollen, welche von beyden Partheyen Recht habe. Ich will Ihnen auch einen solchen Streit vortragen und bitte um ihre Entscheidung. Ein Knabe ging spazieren, da begegneten ihm zwey anderr die schimpften ihn und sagten: du bist ein dummer Junge. Was halten Sie von diesen Knaben? Ich bedauere, antwortete er, den Geschimpften, und verachte die Buben, die ihn einen dummen Jungen schalten. So werden alle vernünftige Leute urtheilen. Wenn ein Mensch so roh ist, daß er den andern schimpft, so beschimpft er sich selbst; denn er zeigt ja allen, die es hören, daß er ein roher unsittlicher Mensch sey. Der andere wird dadurch nicht beschimpft, Er bleibt ja immer wer er ist. Ich bin, wie Sie sehen, gerade gewachsen; wenn nun jemand mich schimpfte: Krüppel! so würde ich dazu lachen. Ich bleibe ja immer gerade, wenn ich auch tausend Mahl ein Krüppel gescholten würde. Wenn nun ein Knabe vernünftig ist, was schadet es ihm denn,

wenn ein roher Mensch ihn einen dummen Jungen nennt?

Wenn nun aber, fuhr Herr Tillmann fort, der geschimpfte Knabe wieder schimpst? wie denn da?

Da halte ich ihn, antwortete der Herr Amtmann, für eben so schlecht, als den andern. So handle ich in meinem Amte alle Mahl: Erfahre ich, daß ein Bauer den andern geschimpft hat: so bestrafe ich ihn. Höre ich aber, daß der andere wieder geschimpft hat: so bestrafe ich beyde. So einen Fall hatte ich vorige Woche. Da verklagte ein gewisser Bauer Namens Scholl, seinen Nachbar Bärenführer, daß er ihn einen Spitzbuben geschimpft hätte. Ich ließ Bärenführern fordern, er konnte es nicht leugnen, er versicherte aber Scholl habe ihn auch einen Spitzbuben geschimpft. Da strafte ich beyde. Scholl entschuldigte sich freylich, und sagte: jener hat ja zuerst geschimpft; er schalt mich einen Spitzbuben. Soll ich denn das leiden? wenn ich ein ehrlicher Mann bin, soll ich mich denn einen

Spitz-

Spitzbuben schelten lassen? Es half aber keine Gegenrede; ich strafte ihn. Wenn du, Scholl! sagte ich, ein ehrlicher Mann bist, wirst du denn dadurch zum Spitzbuben wenn dich ein anderer einen Spitzbuben nennt? Du bist weiß — ists nicht wahr? Gesetzt ich sagte du wärest ein Mohr, wirst du denn deßwegen ein Mohr? Du sprichst zwar, du dürftest so etwas nicht leiden. Wenn du es aber schlechterdings nicht leiden willst: so kannst du ja deßwegen bey mir Klage führen, und ich werde dir Recht schaffen. Bekommst du denn aber dadurch Recht, daß du wieder schimpfst? Wenn nun die Leute geglaubt hätten, du wärest ein Spitzbube, weil Bärenführer dich so gescholten hat; was werden sie denn glauben, wenn du ihn auch einen Spitzbuben schimpfst? Sie werden euch beyde für Spitzbuben halten.

Stephan, der dieß alles mit anhörete, hing den Kopf und sagte kein Wort mehr. Herr Tillmann aber, der den Herrn Amtmann durch Erzählung des unangenehmen

Vor-

Vorfalls nicht betrüben wollte, lenkte das Gespräch auf andere Dinge.

Als sie wieder zurück kamen, fanden sie den Tisch gedeckt, und kaum war die Suppe gegessen worden: so kam auch der Bediente des Herrn Amtmanns und meldete ihm, daß sein Wagen angespannt sey.

Er genoß noch einige Bissen, dann stand er auf und nahm von der Gesellschaft Abschied. Alle bathen ihn, daß er doch noch eine halbe Stunde verziehen möchte. Ich kann nicht länger bleiben, antwortete er, ich habe nothwendige Geschäfte. Aber auf eine halbe Stunde wird es ja nicht ankommen, sagte Frau Ehrenfried.

Er lächelte aber, und sagte: können Sie wohl im Ernste verlangen, daß mein Kutscher Kilian eine halbe Stunde sich von der Sonne brennen, und meine Pferde sich von den Bremen stechen lassen sollen, damit ich etwas länger in so guter Gesellschaft mich vergnügen könne? Ist mein Kutscher nicht auch ein Mensch? wäre es wohl Recht, wenn ich meinen Pferden, die das ganze

Jahr für mich arbeiten müssen, ganz ohne Noth Schmerzen machen wollte?

O gehen Sie! gehen Sie! sagte Frau Ehrenfried. Das sey ferne von mir, daß ich Sie verleiten sollte, gegen ihren Kutscher und ihre Pferde unbarmherzig zu seyn.

Nun umarmte der Herr Amtmann alle, schwang sich in seinen Wagen und fuhr fort.

Die Kinder hätten es gern gesehen, wenn er noch ein Paar Tage da geblieben wäre, und waren daher betrübt, als sie ihn fortfahren sahen. Der betrübtste unter ihnen war Stephan. Dieß konnte man ihm auch nicht verdenken. Wenn ein Kind seinen Vater liebt, kann es wohl gleichgültig bleiben, wenn es sich von ihm trennen muß?

Herr Tillmann bemerkte es. Ihr seyd betrübt, Kinder! sagte er, kommt zu mir auf meine Stube, ich will euch etwas erzählen, damit die traurigen Gedanken vergehen.

Sie folgten ihm, und er fing folgende Erzählung an:

In einem Thüringischen Dorfe wohnte ein Prediger Nahmens Sandberg. Recht-

schaf-

schaffen und fleißig war er, und sagte den Bauern alle Sonntage viel Gutes, deßwegen liebten ihn die Bauern des Dorfs wie ihren Vater. Er hatte aber von seinem Amte so wenige Einnahme, daß er davon für sich und seine Familie kaum die nothwendigsten Nahrungsmittel und Kleidungsstücke anschaffen konnte. Man hörte ihn aber nie klagen. — Wenn er den Tag über seine Geschäfte besorgt hatte, und sich zu seiner Frau und zu seinen Kindern setzte: so war er vergnügter, als viele, die Braten gegessen, und Wein getrunken hatten. Aber auch dieses Vergnügen dauerte nicht immer. Amalie, seine liebe Frau, starb, und hinterließ ihm zwey Söhne, Emmerich und Joseph, für die er nun ganz allein sorgen mußte. Darüber grämte er sich sehr, und kaum hatte er drey Monathe die Trennung von seiner Amalie betrauert: so wurde er selbst krank und starb. Wenige Stunden vor seinem Tode ließ er seine Kinder vor sein Bett kommen. Kinder! sagte er, ich fühle es daß ich sterben werde. Lebt wohl. Thut

im-

immer Recht und lernt von andern Unrecht ertragen; so wird es euch wohl gehen. Da waren nun Emmerich und Joseph vater- und mutterlose Waisen, und hatten niemanden, der für ihren Unterhalt sorgte.

Da sie den Leichnam des guten Vaters hatten in das Grab senken sehen: kehreten sie laut weinend in ihre Wohnung zurück.

Was werden wir nun anfangen? sagte Emmerich, bester Bruder! Keinen Vater, keine Mutter haben wir mehr.

Wenn wir doch nur älter wären und uns selbst erhalten könnten! antwortete Joseph.

Da wurde etwas stark an die Stubenthür gepocht. Herein! rief Joseph.

Die Thür öffnete sich — Mein Emmerich! mein Joseph! wurde zur Thür herein gerufen, und sogleich traten zwey Männer herein, die sie in ihre Arme schlossen, küßten und mit ihnen so weinten, daß ihnen die Backen von ihren Thränen naß wurden.

Es waren die Brüder ihres Vaters.

Da ihnen die Kinder schluchzend sagten:

nun haben wir keinen Vater und keine Mutter mehr: so sagte jeder zu dem Kinde, das er in seinen Armen hielt, ich will dein Vater seyn, meine Frau soll deine Mutter seyn.

Sie blieben nun ein Paar Tage bey den Kindern, brachten die Sachen in Ordnung, welche ihnen ihre Aeltern hinterlassen hatten, und nahmen sie dann mit sich nach Hause. Emmerich kam zu Herrn Friedrich und Joseph zu Herrn Eberhard Sandberg.

Nachdem sie einige Tage zu Hause zugebracht hatten, wurden sie in die Stadtschule geschickt. Sie traten in dieselbe ein, hingen traurig die Köpfe, und erwarteten nun, daß die Schüler sich ihrer annehmen und gefällig gegen sie seyn würden. Wie sehr irrten sie sich aber! diese Schüler waren mehrentheils nicht gut. Keiner kam den neuen Ankömmlingen entgegen, keiner wies ihnen den Platz an, wo sie sitzen sollten. Sie steckten vielmehr die Köpfe zusammen, pisperten und lachten. Der Lehrer trat jetzt herein, stellte sie den übrigen Schülern vor, ermahnte sie, gegen sie lieb-

reich

reich und gefällig zu seyn, und wies jedem den Platz an, wo er künftig sitzen sollte. Die Anrede des Lehrers machte, daß das Lachen aufhörte. Sobald Emmerich und Joseph aber anfingen zu lesen, so ging das Pispern und Lachen von neuem los. Beyde hatten in ihrer Aussprache einen Fehler. Emmerich konnte den Buchstaben R nicht aussprechen und Joseph stotterte. Als nun Emmerich lesen mußte: Der Regenwurm kriecht auf der Erde — so klang es freylich etwas sonderbar; noch sonderbarer aber als Joseph las: De de de der Re Re Re Regenwurm. Die muthwilligen Schüler sahen und stießen einander an und zischelten einander in die Ohren. So bald nun der Lehrer sich entfernt hatte, mußten sich die Fremdlinge von den ungezognen Schülern öffentlich verspotten lassen. Da bath einer den Emmerich, das Wort Regenwurm noch Ein Mahl auszusprechen, und, da er es that: so schlugen die übrigen ein lautes Gelächter auf; dort stotterten einige de de de der Re Re Re

Re-

Regenwurm, und es erfolgte wieder ein lautes Gelächter. Emmerich wurde darüber sehr zornig und schlug den einen Buben, der ihn am mehresten neckte, so heftig in das Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase lief. Da fielen die übrigen über ihn her, schlugen ihn und zogen ihn bey den Haaren umher. Zum Glück kam ein guter Bürger, der sich des Emmerich annahm, und ihn aus den Händen dieser Buben befreyete. Ja er ging noch weiter, er verklagte sie bey dem Rektor, und bath ihn, sie wegen ihrer Ungezogenheit abzustrafen.

Dieß geschah den folgenden Tag auch wirklich. Da aber fast die ganze Schule gegen Emmerich aufstand und ihn verklagte, daß er einen Schüler blutig geschlagen habe: so bekam er einen starken Verweis, und der Rektor drohete, daß er ihn weit stärker strafen würde, wenn so etwas noch Ein Mahl vorfiele.

So etwas fiel aber nicht noch Ein Mahl, sondern mehrere Mahle vor. Die Schüler wa-

waren wegen der Strafe, die sie hatten dulden müssen, auf Emmerich sehr böse geworden und plagten ihn noch weit mehr. Dieser wehrte sich, schimpfte, schlug und warf auch wohl mit Steinen. So verging kein Tag, an dem er nicht Verdruß und Schlägerey gehabt hätte. Von seinen Lehrern bekam er mehrere Mahle empfindliche Strafen, und sie verachteten ihn als einen unverträglichen, zanksüchtigen Menschen.

Ganz anders betrug sich Joseph. Daß er wegen seines Stotterns öffentlich verlacht wurde, das kränkte ihn freylich, und man will sogar gemerkt haben, daß ihm einige Thränen über die Backen rollten, die er unter dem Schnupftuche, das er vor das Gesicht hielt, zu verbergen suchte. Als er nach Hause kam, setzte er sich in einen Winkel, und ließ seinen Thränen freyen Lauf.

Warum weinst du, Joseph? fragte ihn sein Vetter, als er es bemerkte. Joseph erzählte ihm schluchzend den ganzen Vor-

fall.

fall. Ich will dir, fuhr sein Vetter fort, einen guten Rath geben, wie du es anfangen mußt, daß dir das schändliche Betragen deiner Mitschüler nicht nur nichts schade, sondern sogar nützlich werde. Gib Achtung! Sie verspotten dich wegen deines Stotterns? Gewöhne dir das Stottern ab!

J. Das kann ich nicht.

V. Das kannst du allerdings, wenn du dir nur ernstlich Mühe gibst. Stottere ich denn? und doch stotterte ich auch, als ich in deinen Jahren war.

J. Wenn ich mir nun das Stottern abgewöhnt habe, werden mich dann die Schüler gar nicht mehr hudeln?

V. Das will ich nicht sagen. Wahrscheinlich werden sie dann dich wegen anderer Gewohnheiten lächerlich zu machen suchen. Sind dieß nun Fehler: so lege sie auch ab; sind's aber keine Fehler: so achte nicht darauf.

J. Wenn sie mich aber schimpfen?

V. So mußt du denken, daß sie sich selbst schimpfen, und du doch bleibst, wer du bist.

Dieß ist mein guter Rath, den ich dir, lieber Joseph, gebe. Was mußt du thun, wenn er dir etwas helfen soll?

J. Ich muß ihn befolgen.

V. Ganz recht! Es ist mit dem guten Rathe, wie mit einer Arzney. Wenn diese etwas helfen soll: so muß man sie einnehmen, und wenn jener uns nützen soll: so muß man ihn befolgen.

Joseph befolgte den guten Rath wirklich. Er las seinem Vetter täglich eine halbe Stunde aus einem Buche recht langsam und deutlich vor. Er sprach äußerst wenig, aber das Wenige, was er sprach, sagte er recht deutlich und bedachtsam. Was geschah? In vier Wochen hatte er sich das Stottern abgewöhnt; und freuete sich innig darüber.

Er war nun nicht mehr so böse auf seine Mitschüler. Hätten sie mich wegen meines Stotterns nicht so sehr gekränkt, dach-

dachte er, ich stotterte noch immer. Da er sich sehr hütete, irgend einen zu beleidigen, gegen jeden vielmehr gefällig war: so wurde er auch von ihnen weniger beleidiget. Ganz blieben die Beleidigungen freylich nicht weg. Viele dieser jungen Leute hatten sich das Necken, Zanken, Schimpfen so angewöhnt, daß sie es nun nicht mehr lassen konnten.

Joseph gab sich aber viele Mühe seinen Zorn zu unterdrücken, so oft sie ihm Beleidigungen zufügten. So stieß er einmahl, aus Versehen, seines Nachbars Dintenfaß um. Wüthend fuhr dieser auf und sagte: du Schwein — was hast du gemacht?

Es ist aus Versehen geschehen, sagte Joseph, hohlte sogleich Papier, wischte die Dinte weg, füllte das Dintenfaß wieder mit Dinte an, und bath ihn — nimm es ja nicht übel!

Du bist doch ein altes Schwein! sagte dieser wieder.

Ich versichere dir nochmahls, erwiederte Joseph, daß ich aus Versehen das Dintenfaß umgestoßen habe.

Der böse Mensch sagte aber nochmahls: du bist doch eine alte Sau, und stieß den betrübten Joseph mit dem Fuße.

Was gibts hier? fragte der Rektor, der dieß bemerkte.

Da fuhr der böse Schüler auf und sagte: sehen Sie nur Herr Rektor! was der Joseph für ein altes Schwein ist, da hat er die Dinte umgegossen und den ganzen Tisch beschmutzt.

Hans, ein Schüler der gegenüber saß, konnte dazu nicht schweigen. Herr Rektor! sagte er, ich will Ihnen alles sagen, wie es gewesen ist. Joseph hat das Dintenfaß wirklich umgestoßen; er that es aber aus Versehen, er hat seinen Nachbar um Verzeihung gebethen, hat das Dintenfleck abgewischt, hat das Dintenfaß wieder mit Dinte gefüllt, und dieser schimpft ihn immer noch ein altes Schwein, und tritt nach ihm.

Nun Stephan! fragte Herr Tillmann, wenn du Rektor gewesen wärest, welchen hättest du denn für den Vernünftigsten gehalten?

Den Joseph, sagte Stephan.

Merk' es lieber Freund! fuhr Herr Tillmann fort, und wache ja über dich, damit der Zorn dich niemahls verleite unvernünftig zu handeln, und dich in den Augen vernünftiger Menschen verächtlich zu machen.

Die Kinder hatten den verträglichen Joseph alle lieb gewonnen, und waren mit Emmerich unzufrieden. Jedes wollte gern das Lob haben, eben so verträglich wie Joseph zu seyn; daher kam es daß einige Wochen lang gar kein Streit unter ihnen vorfiel, weil jedes sich hütete das andere zu beleidigen. Bey den Spielen fiel freylich manches vor, was Zank hätte veranlassen können, wenn jedes hätte auffahren und schimpfen und drohen wollen. So trat ein Mahl Heinrich Julien aus Versehen so stark auf den Fuß, daß diese vor

Schmerz sich zusammen krümmte; Stephan warf bey dem Ballspiele den Ball nach Heinrich, und traf das Auge, welches ihm so schmerzte, daß er es mit einem Schnupftuche zubinden mußte. Aber niemand zankte deßwegen. Heinrich bath Julien, und Stephan bath Heinrichen sogleich um Verzeihung, und weder Julie noch Heinrich machten wegen des Schmerzes, den sie fühlten, den andern Vorwürfe. Sie waren auch so fleißig, ordentlich und folgsam, daß Herr Ehrenfried kein Bedenken trug, ihnen eine kleine Reise zu erlauben, sobald als sich dazu eine Veranlassung fände. Diese fand sich bald.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Als die Familie einmahl bey Tische saß, trat der Bediente herein, und sagte: wissen Sie schon, Herr Ehrenfried, daß künfti-

tigen Montag 2000 Russen auf der Landstraße vorbeyziehen werden?

Russen? sagte Heinrich. Ach, Vater, laß uns doch nach der Landstraße gehen, daß wir die Russen sehen! Wer weiß ob jemahls wieder Russen in unsere Gegend kommen werden? So wie Heinrich bathen auch die übrigen Kinder.

Herr Ehrenfried überlegte es, und sein Entschluß fiel so aus, wie ihn die Kinder wünschten. Da der Montag kam, ließ er seinen Wagen anspannen und setzte sich, nebst seiner Frau und Julien, hinein; Herr Tillmann aber ging mit Heinrich und Stephan zu Fuße.

Die Begierde Russen zu sehen machte, daß sie sehr hurtig drauf los schritten. Wären sie in diesem Schritte fortgegangen; so hätten sie ihren Weg vielleicht in einer Stunde geendigt. In der Vorstadt gab es aber einen Aufenthalt. Sie hörten da ein wildes Geschrey, und als sie sich ihm näherten, fanden sie, daß es von einem Haufen Kinder herrührte, un-

ter den sich auch mehrere Erwachsene gemischt hatten. Ha! Ha! Ha! ertönte es von neuem. Herr General! riefen einige! Ihro Exzellenz! riefen andere, und alle schlugen ein lautes Gelächter auf.

Was gibt es denn hier? fragte Herr Tillmann.

Ach sehen Sie nur! sagten ein Paar Knaben, da ist der General Souwarow!

Als er näher hinzutrat, sah er einen Mann, der den Hut mit Flederwischen besetzt, und ihn tief in die Augen gedrückt hatte. An der Seite trug er einen alten verrosteten Degen, und auf der Brust einige Kreuze, die aus blechernen Löffelstielen verfertigt waren. Jetzt hob er seinen Stab in die Höhe, und rief: Hört, ihr Hunde! bald will ich euch mores lehren. In einer Stunde, da ist meine Armee da — hundert tausend Mann, so wahr ich Suwarow heisse, da geht es Pif! paf! puf! da will ich euch mit meinen Kanonen etwas vororgeln, daß euch Hören und Sehen vergehen soll.

Der

Der ganze Haufe brach wieder in ein lautes Gelächter aus, einer stieß, der andere raufte ihn, und jede Neckerey wurde von den übrigen laut belacht. Nur Herr Tillmann betrachtete den unglücklichen Mann mit Mitleiden. Seine Zöglinge sahen auf ihn, und da sie sein Mitleiden bemerkten: so wurden sie stille und lachten nicht mehr.

Er ging darauf in ein Haus, kam bald zurück, faßte den Unglücklichen, der allenthalben von dem Schlamme beschmutzt war, mit dem ihn die muthwilligen Knaben beworfen hatten, bey der Hand, und sagte: treten Sie hier in das Haus, Herr General, und erwarten da die Ankunft Ihrer Truppen.

Dieser zog unwillig die Hand zurück, und wollte mit dem Stocke nach ihm schlagen; als aber Herr Tillmann sagte, er sey ein Russischer Gesandter: so wurde er freundlich und folgte ihm. Herr Tillmann schloß darauf die Hausthür zu, und der muthwillige Haufe zerstreuete sich.

Sind meine Truppen weit von hier? fragte der Unglückliche.

Ungefähr eine halbe Meile, war Herrn Tillmanns Antwort.

Darauf fing er an, Herrn Tillmann weitläuftig zu erzählen, wie viele Schlachten er gewonnen, wie viele Türken er erschlagen, wie er alle diese Orden, die er auf der Brust hatte, erworben hätte.

Herr Tillmann gab sich viele Mühe ihn zu überzeugen, daß er sich dieß alles einbilde; es war aber alles vergeblich. Der Mann schwor, er sey der General Souwarow, und versicherte, er wolle heute noch alle, die daran zweifelten, seine schwere Hand fühlen lassen.

Da drehete sich Herr Tillmann um und sagte zu seinen Zöglingen: der arme Mann! schwerlich wird ihm können geholfen werden.

Jetzt kam die Bürgerwache nebst ein Paar Sänftenträgern, die ihn nöthigten, sich in eine Sänfte zu setzen. Anfänglich wollte er nicht; da man ihm aber versicher-

te,

te, daß der Russische Staab ihn erwarte, und es doch unschicklich sey, daß ein General zu Fuße gehe: so gab er endlich nach.

Man trug ihn nun fort ins Irrenhaus, damit er gegen die Mißhandlungen des Pöbels gesichert wäre, und man versuchen könnte, ob es nicht möglich sey, ihm den Gebrauch seiner Vernunft wieder zu verschaffen.

Nun, lieben Freunde! sagte Herr Tillmann zu seinen Zöglingen, laßt uns eilen, sonst möchten wir über den eingebildeten Russischen General die wirklichen Russen verfehlen.

Es wurde nun frisch fortgeschritten, und der Hauswirth zu dem er den Verirrten geführt hatte, schloß sich an die Gesellschaft an.

Wer ist denn, fragte Heinrich, dieser Mann, der sich einbildet, er sey Souwarow?

Ach ein armer unglücklicher Mann! antwortete der Hauswirth. Er ist eigentlich ein Kaufmann, der aber immer

viel

viel Stolz besaß, und mehr als andere Leute seyn wollte. Um geschwind recht reich zu werden, ließ er eine ungeheuere Menge Kaffee und Zucker von Hamburg kommen, und glaubte daß er seine Waaren sogleich verkaufen und recht viel dabey gewinnen würde. Er irrte sich aber. Der Preiß von Zucker und Kaffee fiel so stark, daß er kaum halb so viel dafür erhielt, als er bezahlen mußte. Nun drangen die Kaufleute darauf, daß er das Geld für die erhaltenen Waaren einschicken sollte. Da er es nicht konnte, wurden alle seine Waaren, sein Haus und Hausgeräthe verkauft, und er behielt nichts, als einige Kleidungsstücke für sich und seine Familie übrig. Seine Frau betrübte sich darüber so sehr, daß sie nach wenigen Wochen starb.

Da saß nun der arme bekümmerte Mann, ohne Vermögen, ohne Frau, ohne Hausmutter, mit drey kleinen unerzogenen Kindern, die immer um Brot wimmerten. Eins war ihm aber doch noch übrig geblieben — seine Vernunft. Wenn er diese

doch

doch nur angewendet, wenn er nur recht nachgedacht hätte: so würde er sich noch haben retten können. Denn dabey bleibe ich, wenn der Mensch nur recht nachdenkt, so kann er sich aus der größten Noth helfen. Ach aber sein letztes, was er noch hatte — seine Vernunft verlor er auch.

Statt daß er hätte überlegen sollen, wie er wieder einen kleinen Handel anfangen, und damit sich und seine Kinder erretten könnte, ließ er den Muth sinken und glaubte, ihm könne nicht mehr geholfen werden.

Seit einigen Tagen schlich er, mit gesenktem Kopfe an dem Ufer des Flusses herum, und gestern brach sein Tiefsinn in wirkliche Narrheit aus, und er bildete sich ein, er sey der General Souwarow.

Der arme unglückliche Mann! Vernunft verloren — alles verloren. Nun kann er nicht mehr nachdenken, nun kann er seine Umstände nicht mehr verbessern, nun haben seine Kinder ihren Vater und Versorger verloren.

Hein-

Heinrichen liefen, während dieser Erzählung, ein Paar Thränen über die Backen.

Und gleichwohl, sagte Herr Tillmann, gibt es Leute, die solche Unglückliche verspotten können.

Leider! antwortete sein Begleiter. Wenn jemand bestohlen wird, wenn ihm sein Haus abbrennt, wenn er einen Arm oder ein Bein zerbricht, wenn ihm ein Kind stirbt: so finden sich allenthalben Leute, die ihn bedauern — wenn ihm aber das größte Unglück begegnet, das man sich denken kann; wenn er den Gebrauch seiner Vernunft verliert: so tritt man hin und lacht, und sucht ihn wohl noch närrischer zu machen. Die Ordenskreuze von Blech, die dieser arme Mann auf der Brust trug, hat ihm ein Student gegeben, und ihm dabey gesagt, daß sie ein Geschenk vom Russischen Kaiser wären. Dadurch ist der Mann in seinem Wahne, er sey der General Souwarow, noch mehr bestärkt worden.

Meine Kinder werden hoffentlich nie so unvernünftig und lieblos sich betragen: weil ich ihnen, so oft sie einen Menschen sehen, der närrisch geworden ist, sage, wie unglücklich und bedauernswerth er sey.

Und meine Zöglinge? fragte Herr Tillmann, indem er einen Blick auf Heinrich und Stephan warf.

Sie schlossen sich an ihn und sagten; gewiß! gewiß werden wir nie einen solchen Unglücklichen verspotten.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Während dieses Gesprächs kam die Gesellschafft der Landstraße, auf welcher die Russen vorbeyziehen sollten, immer näher. Die Augen aller waren dahin gerichtet, als auf Ein Mahl Stephan rief: Herr Tillmann dort ziehen die Russen! sehen Sie?

Wahrhaftig das sind die Russen! sagte Heinrich — und alle schritten nun hurtig drauf los.

Bald darauf sahen sie aber, daß sie sich getäuscht hatten. Ein Reiter von den vermeynten Russen sprengte auf sie los, und fragte auf gut Deutsch die Kleinen, ob sie nicht Lust hätten Dienste zu nehmen? Die Deutsche Jugend hätte sich verbunden den Russen entgegen zu ziehen, und sie gefangen zu nehmen.

Die Kleinen sahen den Reiter lächelnd, vom Kopfe bis auf die Füße, an und wußten nicht was sie antworten sollten. Den Hut hatte er auf ein Ohr gesetzt, wie Reiter zu thun pflegen; im Uebrigen aber war doch noch zwischen ihm und einem eigentlichen Reiter einiger Unterschied. Sein Pferd z. E. war weiter nichts als ein Stecken und sein Säbel sah dem Pferde so ähnlich, wie ein Ey dem andern.

Wie stark ist denn euer Heer? fragte Herr Tillmann.

Ueber hundert Mann, war seine Antwort. Nun, sagte Herr Tillmann, ich will selbst kommen und das Heer in Augenschein nehmen. Wenn ich dann sehe, daß ihr gute Mannszucht haltet: so will ich meinen Zöglingen erlauben bey euch Dienste zu nehmen.

Jetzt waren sie bey dem Heere angekommen. Ein lustiger Knabe, Nahmens Ehrenschwerd, hatte den Einfall gehabt, alle Knaben, die gekommen waren die Russen zu sehen, anzuwerben. Einem Theile hatte er Stecken untergezogen, und sie zu Reitern erklärt; andere hatte er zu Fußgängern angenommen, und jene mit Säbeln, diese aber mit Flinten und Säbeln bewaffnet, die in dem nächsten Walde waren abgeschnitten worden. Der Hut eines jeden war mit einem Zweige geschmückt.

Jetzt wurde das Heer geübt. Bald mußte es 4 Mann hoch marschiren, bald rief der kleine General halt! halb rechts schwenket euch! und sie standen alle in einer geraden Linie. Vorwärts hieß es nun!

und die Linie bewegte sich fort. Dann wurde kommandirt: Feuer! und alle feuerten ab, aber nur mit dem Munde, indem sie mit Einer Stimme riefen: pauf!

Mehrere hundert Erwachsene waren zugegen, die mit Vergnügen diesen kriegerischen Uebungen zusahen. Auch Heinrich und Stephan hatten ihre Freude daran, und bathen ihren Erzieher ihnen doch zu erlauben an diesen Uebungen Theil zu nehmen.

Herr Tillmann war auch nicht abgeneigt ihnen diese Erlaubniß zu ertheilen. Allein ein unvermutheter Angriff, den diese junge Mannschaft aushalten mußte, hielt ihn davon ab.

Wurden sie vielleicht von den Russen überfallen?

Dieß nicht. Drey Deutsche mit knotigen Stöcken bewaffnet, ein benachbarter Gutsbesitzer mit seinen zwey Knechten, waren es, die auf dieß furchtbare Heer einen Angriff machten.

Ihr Jungens! sagte der Gutsbesitzer, wenn ihr euch eine Lust machen wollt, so

thut

thut es, aber nicht auf anderer Leute Unkosten. Wer hat euch geheißen in mein Buchenwäldchen einzufallen, und junge Buchen abzuschneiden? Mehr als 200 Buchen habt ihr ja abgeschnitten, und meine ganze Anpflanzung zu Grunde gerichtet. Ihr wollt Vaterlandsvertheidiger seyn? schöne Vertheidiger! die beym ersten Ausrücken mehr Schaden thun, als der Feind kaum würde gethan haben. Ich will mich aber schon bezahlt machen. Peter! Jürge! zugegriffen!

Sogleich griffen die beyden Knechte zu, jeder faßte ein Paar Knaben und zog sie mit sich fort.

Diese schrieen um Hülfe, und das ganze Heer streckte das Gewehr, indem es seine Waffen und Pferde von sich warf und sich zerstreuete.

Ihr sollt mir meine Waldung, die ihr mir zu Grunde gerichtet habt, sagte Helm, der Gutsbesitzer, bezahlen, darauf bestehe ich.

Die Knaben heulten jämmerlich, mehrere Zuschauer bathen für sie; es half aber nichts.

Wir sind es ja nicht allein gewesen, die die Buchen abschnitten, sagte der eine, die andern haben auch mit geholfen.

Gut! sagte Helm, nennet mir sie, so sollen sie auch mit bezahlen.

So wurden die Gefangenen immer weiter nach dem Gutshause fortgeschleppt, wo sie eingesperrt werden sollten, als zu ihrer großen Freude ein Reiter zu ihrer Befreyung herbeysprengte.

Es war des Generals Ehrenschwerd Vater.

Was thun Sie hier Herr Helm? fragte er

H. Ich habe da ein Paar Buben aufgegriffen, die mein Buchenwäldchen zu Grunde gerichtet haben, und die es nun bezahlen sollen.

E. Wie hoch schätzen sie denn ihren Schaden?

H. Der kann gar nicht berechnet werden.

E. Ich sollte aber doch meynen, daß

Sie dieß könnten. Wieviel Bäumchen sind ihnen denn abgeschnitten worden?

H. Weit über zweyhundert.

E. Und wie viel ist jedes werth?

H. Das ist eine sonderbare Frage. Wenn es abgeschnitten ist: so gibt mir niemand 6 Pfennige vor. Hebe ich es aber mit der Wurzel aus: so kostet es wenigstens einen Groschen. Dafür sind mir aber die Stämmchen gar nicht feil. Wenn sie stehen blieben so wurden sie alle Jahre höher und stärker, nach vierzig Jahren gab jeder Baum eine Klafter Holz. Rechnen Sie nun einmahl was zweyhundert Klaftern hartes Holz werth sind.

E. Ja wenn Sie so rechnen wollen.

H. So rechne ich aber. Dieß ists aber noch nicht alles. Ich bringe auch das Aergerniß mit in Anschlag, das mir der Muthwille dieser Knaben verursacht hat. Herr! der ganze Platz, den Sie dort sehen, war sonst wüste, ich habe ihn umreissen lassen, mit meinen eigenen Händen habe ich die Bucheckern drauf ausgestreuet. Als sie auf-

gingen: so freuete ich mich, wie meine Kinder am Weihnachtsabend. Wollte ich mir Sonntags ein Vergnügen machen: so ging ich mit meiner Frau und meinen Kindern hierher, und wir erzählten einander, wie es so schön seyn würde, wenn diese Bäume einmahl groß wären, und wir uns in ihren Schatten lagern könnten, und wie viele Klaftern Holz einmahl daraus würden geschlagen werden können. Wenn unsere Nachkommen einmahl Holzmangel drückt: sagte ich oft, so werden viele Familien aus diesem Wäldchen ihre Feuerung ziehen können. Um diese Freude nun haben mich diese Buben gebracht. Der ganze Platz, wo sie gehauset haben, ist verwüstet.

E. Sie können ihn ja aber wieder besäen.

H. Freylich kann ich dieß. Wird aber der Saame wieder eben so gut aufgehen? und wenn er aufgeht, muß ich nicht zehen Jahre warten, ehe die Reiser wieder so groß werden, als diese Stämmchen waren? und wer ist mir denn gut dafür daß nicht ein=

mahl wieder ein Heer muthwilliger Buben einfällt, und sie zu Grunde richtet?

E. Mein lieber Herr Helm! Ihr Schade kann Ihnen nicht so empfindlich seyn als er mir ist. Ich habe auch Baumpflanzungen, und weiß, wie wehe es mir thut, wenn mir ein Stämmchen verderbet wird. Bedenken Sie aber, es sind Kinder die diesen Schaden angerichtet haben.

H. Da muß man sie für ihre Unbesonnenheit bestrafen, damit sie für die Zukunft bedachtsamer werden.

E. Und wenn sie nun darauf bestünden, daß ihnen für ihren Schaden einige hundert Thaler gezahlt würden, wer müßte denn die Zahlung leisten?

H. Versteht sich, die Aeltern.

E. Und diese haben Ihnen den Schaden doch nicht zugefügt. Lassen Sie uns die Sache in Güte beylegen. Ich bin der Vater des Knaben, der das Soldatenspiel angefangen hat. Ich will daher für alle Knaben bezahlen, und biete Ihnen hiermit

zehen Thaler an. Wollen Sie dieselben annehmen?

H. Für Sie ist das zu viel: denn Sie sind an der ganzen Sache unschuldig. Zur Ersetzung meines Schadens ist es aber zu wenig. Doch da Sie ein so guter friedliebender Mann sind: so will ich das Geld annehmen. Nur bitte ich mir aus, daß Sie dafür sorgen, daß die Kinder für ihre Unbesonnenheit abgestraft werden, und daß man ihnen sage, wie lange ein Baum wachsen muß, ehe er seine Größe erreicht, wie vielen Nutzen er schafft, und was für Schaden derjenige thut, der einen jungen Baum verderbt. Sie können nicht glauben, was für Verdruß mir durch die unbesonnene Jugend in meinen Baumpflanzungen zugezogen wird. Fast allemahl wenn ich sie besuche, finde ich Stämmchen die verderbt sind. Sehen Sie mein Herr! rechter Hand jenen Hügel, der mit Bäumen bepflanzet ist? und vor sich diese zwey Reihen Bäume an der Landstraße? Diese habe ich alle pflanzen lassen. Meinen Kindern,

wenn sie an Kirschen oder anderm Obste sich laben: sage ich oft, schmeckt es euch? Diese Früchte hättet ihr nicht, wenn andere Leute nicht Bäume gepflanzt hätten. Seyd also dankbar, und sorgt mit dafür daß wir auch Bäume pflanzen, damit die Nachkommen, an ihren Früchten sich laben können. So spreche ich auch zu ihnen, wenn sie im Winter sich der Stubenwärme freuen, oder in der Küche zusehen; wie ihre Speisen am Feuer zubereitet werden; diese Feuerung hätten wir nicht, sage ich bisweilen, wenn unsere Vorfahren nicht für Holzanpflanzungen und Erhaltung derselben gesorgt hätten. Wir brennen jährlich so vieles Holz weg, laßt uns dafür sorgen, daß wieder anderes angepflanzt werde!

Solche Ermahnungen sind bey meinen Kindern nicht umsonst gewesen. Vorsetzlich beschädigt hat gewiß noch keins ein Stämmchen; aber gepflanzt haben sie mehrere Hunderte. Sehen sie dort jene Reihe Pappeln hinter meiner Scheuer? die hat mein Karl gepflanzt, und jene Weiden-

pflanzung? die hat mein Wilhelm angelegt. Wenn Sie zu mir kommen sollten: so würden Sie gewiß ihre Freude haben, an meinen Baumschulen. Viele tausend Stämmchen stehen darin. Die sind alle durch meine Familie gepflanzet. Von allem Obste das wir essen, sammeln wir die Kerne, und säen sie aus. Sind die Reiser, die daraus gekommen sind, herangewachsen: so verpflanzen und impfen oder pfropfen wir sie.

Hier sagte er seinen Knechten etwas in das Ohr, die sich sogleich entfernten.

Herr Ehrenschwerd bezahlte dann die versprochenen zehen Thaler, und versicherte, er wolle es dahin zu bringen suchen, daß weder sein Sohn noch die andern Knaben, die er kenne, wieder einen jungen Baum beschädigen sollten.

Er wollte sich nun entfernen, Herr Helm hielt ihn aber auf, bis die Knechte zurückkamen und ein Paar Körbe voll Pflaumen brachten.

Hier meine Herren! sagte Herr Helm, haben Sie etwas aus meinen Pflanzungen.

Greifen Sie zu und genießen Sie! Alle griffen zu, und lobten den vortrefflichen Geschmack der Pflaumen; Auch Herrn Helms Gefangene mußten einige Pflaumen nehmen. Sie thaten es mit zitternden Händen. Als die Pflaumen genossen waren, bemerkte Herr Helm, daß jedes Kind ein Papier aus der Tasche zog und die Pflaumenkerne einwickelte.

Schön! sagte er. Fahret so fort lieben Kinder die Kerne zu sammeln um Bäume zu pflanzen: so werdet ihr die Bäume lieb gewinnen, und keinem wird es wieder einfallen ein Bäumchen zu verletzen.

Heinrich und Stephan haben von dieser Zeit an immer die Kerne von den Baumfrüchten, die sie aßen, gesammelt und ausgesäet. Fehlte es ihnen dazu an Platze: so überschickten sie dieselben dem guten Herrn Helm.

Acht und zwanzigster Abschnitt.

Jetzt hörte man rufen: die Russen kommen.

Die ganze Gesellschaft eilte nach der Landstraße zu, um diese Fremdlinge zu sehen.

Drey tausend Mann waren es, die in der größten Ordnung und Stille mit hurtigen Schritten über die Straße zogen. Manche hatten ein furchtbares Ansehen. Alle aber waren gegen die Umstehenden, besonders gegen die Kinder, freundlich, und mancher Schnurrbart druckte, im Vorbeygehen, einem nahe stehenden Kinde die Hand, und both ihm, auf Russisch, einen guten Tag. Auch dem Stephan nickte ein alter Graukopf, der von einem Säbelhiebe eine Narbe über den rechten Backen hatte, freundlich zu und that auf Russisch eine Frage an ihn, die dieser aber nicht beantworten konnte.

Nachdem sie mit Bewunderung, über die Stille und Ordnung, welche diese Leute beobachteten, dem Zuge einige Minuten zugesehen hatten; gab der Russische General Befehl halt zu machen, und alle standen sogleich stille, kein einziger ging weiter, und lagerten sich um auszuruhen. Da hatten die Kinder nun recht Zeit diese Leute, die man ihnen so schrecklich beschrieben hatte, in der Nähe zu betrachten.

Die Zeit der Ruhe wendeten sie an, um eine kleine Mahlzeit zu genießen, die wenig Zubereitung kostete. Jeder hohlte ein Stück schwarzes Brot aus seinem Ranzen, das er sich gut schmecken ließ. Darauf kamen einige Unterofficiere mit Brantweinsflaschen, und Gläsern, gaben jedem Soldaten ein Glas voll Brantwein, das er hinunter schluckte, wie wenn es Wasser wäre.

Heinrich sah ihnen mit Verwunderung zu.

He! rief ihm ein Russe zu, der eben sein Glas bekommen hatte: Musje! will sie nicht sauf ein Schnaps?

Ich

Ich danke, ich danke, sagte dieser und wendete sich zu Herrn Tillmann. Wie ist es nur möglich sagte er, daß diese Leute so viel Brantwein trinken können? Unser Kutscher gab mir einmahl ein Paar Tropfen zu kosten, der brannte ja wie Feuer. Wenn ich so ein Glas voll austrinken sollte, ich glaube ich müßte sterben.

Das könnte wohl seyn, antwortete Herr Tillman, du bist aber auch kein Soldat und kein Russe. Für manche Leute ist der Brantwein sehr gut, z. E. für Bauern, Soldaten, Matrosen, Reisende, die in rauher feuchter Luft sich aufhalten müssen, diesen schadet er nicht nur nichts, sondern, er bekömmt ihnen auch wohl. Vorzüglich sind die Russen gewöhnt viel Brantwein zu trinken. Wer aber wenig Bewegung hat, der darf keinen Brantwein trinken, sonst wird er davon faul, dumm und kann leicht in eine auszehrende Krankheit verfallen. Am wenigsten dürfen Kinder dieß Getränk genießen. Für diese ist er Gift, und man hat bemerkt, daß Kinder, die Brantwein tranken, das

Wachs-

Wachsthum verloren und immer klein und unansehnlich blieben.

Der gute Appetit, mit welchem die Russen ihre Mahlzeit verzehrten, erinnerte Frau Ehrenfried, auch auf die Bewirthung ihrer Gesellschaft zu denken. Sie ließ daher ein Tischtuch auf den Rasen ausbreiten, und mit den Speisen besetzen, die sie mitgenommen hatte, und die in kaltem Braten, Gebackenem und Pflaumen bestanden. Auch dieses wurde mit vielem Appetit verzehrt, und es war zweifelhaft, ob es den Russen oder der Ehrenfriedschen Gesellschaft besser schmecke. Nur Herr Eberreis, ein Verwandter des Herrn Ehrenfried, der aus dem nahe liegenden Städtchen gekommen war, die Russen zu sehen, wollte keinen Theil an der Mahlzeit nehmen, ob er gleich von Frau Ehrenfried sehr dazu genöthigt wurde.

Von allen diesen Speisen, sagte er, kann mein Magen nichts vertragen. Ein Paar Löffel voll Suppe, ein junges Huhn, oder ein Täubchen, oder ein Stück mürbe ge-

bratenes Wildbret, das ist alles was ich genießen kann. Ich kann gar nicht begreifen, wie das Volk hier, die Russen, so große Stücken schwarzes Brot verschlucken kann. Sterben müßte ich wenn ich nur zwey Loth davon zu mir nehmen wollte.

Wenn du, Herr Bruder! sagte Herr Ehrenfried, heute so weit gegangen wärst, wie die Russen: so würdest du auch mehr Appetit haben, und vielleicht ein Stück Russisches Brot gut finden.

So weit zu gehen, antwortete Herr Eberreis, erlauben mir meine Kräfte nicht. Ich habe gar schwache Füße.

Dieß kömmt daher, fuhr Herr Ehrenfried fort: weil du deine Kräfte nicht übest. Du hast von deinem Vetter viel Geld geerbt, und bist reich geworden. Seit dieser Zeit wurdest du auch bequem. Du scheuetest den Regen und die rauhe Witterung, und gingst nicht eher vor die Thür, bis das Wetter recht milde war, und auch dann getrauetest du dir nicht weiter zu gehen, als bis hier an den Doh-

lenhügel. Dadurch ist dein Körper schwach geworden, und alles, das Arbeiten, das Gehen, und selbst das Essen und Verdauen kommt dir sauer an. Ich habe oft gedacht, daß es besser für dich gewesen wäre, wenn du arm bliebest. Vor zwanzig Jahren, da du noch zwey bis drey Stunden weit laufen mußtest, um einige Gulden zu verdienen, da warst du gesund und stark, Essen und Trinken schmeckte dir. Nun da du reich bist, bist du kränklich und schwach, und Speisen, die dir sonst so herrlich schmeckten, betrachtest du mit Eckel.

Herr Eberreis wollte noch allerley dagegen einwenden, allein ein Zug Wagen, der jetzt ankam, machte die ganze Gesellschaft so neugierig, daß niemand mehr auf ihn merkte. Die mehresten liefen hin um zu sehen, was es hier gäbe, und fanden, daß sämmtliche Wagen mit kranken Russen beladen waren. Einige schliefen, andere lagen ganz ruhig, viele aber wimmerten, vor Schmerzen, die sie empfanden.

Vorzüglich kläglich stellte sich ein Kranker an, der, wie man nachher erfuhr, Torenskoy hieß. Ein russischer Officier, nebst seinem zehnjährigen Sohne, der den Vater mit in den Krieg begleitet hatte, bestieg den Wagen, auf dem er lag, und unterhielt sich mit ihm. Ob sie gleich Russisch sprachen, welches weder Herr Ehrenfried, noch Herr Tillmann, verstand, so merkte man doch, daß sie ihn herzlich bedauerten.

Auf ein Mahl sprang der junge Russe vom Wagen und rief, hat niemand etwas zu trinken?

Sogleich lief Heinrich zu seiner Mutter und kam mit einem Glase voll Wein zurück, das er dem jungen Russen, welcher Wernikow hieß, reichte.

Nicht Wein, sagte dieser, der darf nicht trinken Wein, er will Wasser.

Wie ein Pfeil flog Stephan fort, und brachte ein Glas voll Wasser.

Wernikow dankte dafür höflich, und gab es dem Kranken.

Jetzt

Jetzt stiegen Vater nnd Sohn wieder vom Wagen herab, und der erste blickte gen Himmel und seufzte.

Herr Ehrenfried näherte sich ihm, und fragte: sprechen Sie Deutsch?

O ja! antwortete dieser, ich bin selbst ein halber Deutscher. Meine Mutter ist aus Sachsen gebürtig.

E. Was fehlt denn diesem Kranken, dessen Sie sich so liebreich annehmen?

W. Der arme Mensch hat die Gicht und muß schreckliche Schmerzen ausstehen. Wenn ich ihm doch nur helfen könnte! Ich sorge für alle Soldaten, die unter meiner Aufsicht stehen, und das ist meine Schuldigkeit. Dieser aber liegt mir vorzüglich am Herzen: denn er ist mein Leibeigener. Ein freyer Mensch, wenn er in Noth kommt, kann sich da und dorthin wenden, um Hülfe zu suchen; an wen soll sich denn aber der arme Leibeigene halten? dieser ist ja an seinen Herrn gleichsam gebunden. Wenn ihn also dieser verläßt, so ist er ganz verlassen.

E. Sie denken sehr edel.

W. Nicht edel, mein Herr! ich thue gar nichts Ausserordentliches, nichts thue ich, als was jeder rechtschaffene Mann thun muß. Was halten Sie denn von einem Menschen, der sein Zugvieh Noth leiden läßt? für einen schlechten Menschen halten Sie ihn? Bey Gott! ich wäre noch schlechter, wenn ich mich meines Leibeigenen in der Noth nicht annehmen wollte. Er ist ja doch mehr als ein Zugvieh, er ist ein Mensch, wie ich. Was kann er denn dazu, daß er leibeigen ist? Wäre sein Vater ein Edelmann gewesen, und mein Vater ein Leibeigener: so wäre ich vielleicht sein Unterthan. Schade! daß ich für ihn nicht viel mehr thun kann als ihn bedauern. Denn auf der Reise bin ich nicht im Stande, ihm die nöthige Verpflegung zu verschaffen. Und die Reise dauert noch so lange — 200 Meilen müssen wir noch machen, ehe ich auf mein Landgut komme. Das hält der Mensch nicht aus. Ich bringe ihn nicht

bis

bis an die Pohlnische Grenze. O du armer Torenskoy!

Herr Helm, der dem guten Officier mit Verwunderung zugehört hatte, ergriff treuherzig seine Hand, und sagte: wenn Sie Zutrauen zu mir haben, so will ich ihn mit auf mein Gut nehmen, das dort linker Hand liegt, und ihn so lange verpflegen, bis er wieder hergestellt ist, und Ihnen folgen kann.

Das wollen Sie? fragte der Officier, wollen meinen Torenskoy verpflegen? O Sie sind ein guter Mann! Die Kosten will ich gern tragen.

Wie wird's aber, fragte Herr Tillmann, mit der Rückreise stehen? wird Torenskoy auch wohl Lust haben in die Leibeigenschaft zurückzukehren?

Dafür lassen Sie mich sorgen, war seine Antwort. Torenskoy folgt mir bis nach Neuseeland. In der Schlacht, in welcher wir beyde gefangen wurden, stürzte ich schwer verwundet, mit dem Pferde, und würde zertreten worden seyn, wenn

To-

Torenskoy sich meiner nicht angenommen hätte. Er sprang aber herzu, nahm mich auf den Rücken, und trug mich aus dem Schlachtgetümmel auf einen sichern Platz. Nein Torenskoy verläßt mich nicht, dafür stehe ich Ihnen.

Auf Herrn Helms Verordnung kam nun ein Karren mit Stroh und Betten herbey, auf welchen der Kranke gelegt und nach Helms Landgute abgeführt wurde.

Wernikow, Vater und Sohn nahmen von ihm wehmüthig, wie von einem Freunde, Abschied, und Herr Helm erhielt vom Vater einen Beutel mit Geld. Dieß nehmen Sie an, lieber Freund! sagte er und bezahlen davon, was zu seiner Verpflegung nöthig ist. Das Uebrige geben Sie dem Torenskoy, wenn er wieder hergestellt ist zu seiner Rückreise. Stirbt er — wie würde er mich dauern! stirbt er, je nun so nehmen sie das übrige Geld, und schenken es einem andern Kranken, dem es an Pflege gebricht.

Durch

Durch die gute Pflege, die der Kranke in Herrn Helms Hause erhielt, wurde er bald wieder hergestellt; und kaum fühlte er sich gesund: so sagte er: nun kann sich Torenskoy marschir, nun geht sich Torenskoy zu sein Herr — ist sich gut Herr, sehr gut Herr. Herr Helm gab ihm hierauf Geld zur Rückreise, er drückte seinen Wohlthäter dankbar die Hand und reiste ab. Nach einem halben Jahre meldete Herr Wernikow, daß sein Leibeigener glücklich wieder angekommen sey, und sich sehr gefreuet habe, daß er seinen Herrn wieder gefunden hätte.

Um nun wieder auf die Russen zu kommen: so erhielten sie gleich, nachdem Torenskoy war abgeführt worden, Befehl zum Aufbruche, die Kranken wurden ihnen nachgeführt und die Menge von Zuschauern zerstreuete sich. Nach einer Stunde war der Platz, auf welchem viele tausend Menschen versammelt gewesen waren, wieder ganz leer.

Neun und zwanzigster Abschnitt.

Die Gesellschaft, die zu Herrn Ehrenfried gehörte, ging auch zurück; Herr Ehrenfried selbst nebst seiner Frau, Julien und den kleinen Kindern kamen, weil sie im Wagen fuhren, sehr bald zu Hause an; Herr Tillmann mit seinen Zöglingen, etwas langsamer. Zum Theil kam dieß daher: weil sie auf dem Wege etwas aufgehalten wurden. Da sie nähmlich noch eine halbe Stunde von der Stadt waren hörten sie eine Frau sehr jämmerlich weinen. Sie gingen sogleich zu ihr, und Herr Tillmann fragte sie: warum sie denn weine?

Ach! sagte sie, lieber Herr! sehen Sie nur wie es mir geht. Da habe ich den Acker Weitzen, das ist mein ganzer Reichthum — Heute früh stand er wie ein Wald — das Herz im Leibe lachte mir, wenn ich ihn sah — ich rechnete, daß

ich einige dreißig Thaler daraus lösen wollte — davon dachte ich, kannst du dir etwas Holz auf den Winter kaufen, und deine Tochter Hanne davon kleiden lassen — nun sehen Sie nur, wie der Acker aussieht — wie wenn die Schweine drinne gewühlt hätten. Da ist das gottlose Volk den Russen nachgelaufen, und, anstatt daß es hätte sollen im Wege bleiben, da ist es durch meinen Acker gegangen. Freylich geht der Weg in die Krümme; um nun ein Paar hundert Schritte zu ersparen, um die die Landstraße länger ist, so ist das unverständige Volk durch meinen Acker gegangen, geritten und gefahren, und hat meinen Weitzen mit einander in den Erdboden hinein getreten. Sollte man meinen, daß ein Mensch so lieblos gegen seinen Nebenmenschen seyn könnte?

Herr Tillmann hörte diese Erzählung mit großem Unwillen an. Das sind, sagte er, Leute gewesen, die nur an sich und nicht an andere denken; die nur ihr Vergnügen suchen, und sich nichts daraus

machen, wenn ihre Nebenmenschen dadurch gekränkt und zu Grunde gerichtet werden sollten. Wenn ich nur einen von diesen unverständigen selbstsüchtigen Menschen kennen sollte —

Einen kann ich Ihnen nennen, sagte sein Begleiter. Dieß ist der Kutscher Kilian, den habe ich selbst mit einer Kutsche voll Leute durch den Weitzenacker fahren sehen.

Schon gut! antwortete Herr Tillmann. Gehe sie ruhig nach Hause, liebe Frau. Ich hoffe, ihr Schade soll bald ersetzt werden.

Ach, wer wollte mir den ersetzen? sagte sie.

Ohne zu antworten ging Herr Tillmann mit der Gesellschaft fort.

Sie kamen alle ziemlich müde an, und kaum hatte Stephan den letzten Bissen genossen: so fielen ihm auch die Augen zu, und er ließ den Kopf sinken.

Die Kinder, sagte Herr Tillmann, sind sehr müde, wie Sie sehen, Herr Ehrenfried! und wenn Sie mir erlauben: so will ich sie

ei-

eine halbe Stunde eher, als gewöhnlich, zu Bette bringen. Aber bey Tische zu schlafen ist doch unschicklich. Stephan! Stephan!

Stephan ermunterte sich mit vieler Mühe.

Stephan! gehe doch in den Hof und hohle mir aus dem Holzstalle ein klein Stück Holz, daß ich mir einen Zahnstocher daraus schnitzen kann.

Einen Zahnstocher? antwortete Stephan, halb schlaftrunken. An dem Zahnstocher wird Ihnen nicht viel gelegen seyn, Sie wollen nur daß ich nicht schlafen soll. So wankte er zur Stube hinaus.

Nach einigen Minuten kam er, ganz ausser Athem wieder und sagte: Ein Dieb! ein Dieb!

Kind! sagte Herr Ehrenfried, du träumst.

Ich träume gewiß nicht, antwortete er. Ich ging in den Holzstall, und fühlte herum etwas Holz zu finden, da ergriff ich eine Menschenhand. Wer da? fragte ich.

Da

Da brummte jemand etwas, das ich nicht verstand.

Herr Ehrenfried und Herr Tillmann sahen einander an, und letzterer sagte: das Ding ist mir doch bedenklich: ich gehe hin, und sehe was es da gibt. Ich gehe mit sagte Herr Ehrenfried. Ich auch, ich auch, riefen die Kinder. Nein! antwortete Herr Ehrenfried; ihr bleibt hier. Den Bedienten will ich aber doch mit nehmen.

Der Bediente wurde gerufen, sie nahmen eine Laterne, jeder bewaffnete sich mit einem Stocke, und so zogen sie nach dem Holzstalle zu.

Bald kamen sie zurück, und stellten den vermeinten Dieb der Gesellschaft vor. Es war ein Russe, mit einem großen Schnurrbarte, den die Gesellschaft mit Erstaunen ansah.

Verstehst du Deutsch? fragte ihn Herr Ehrenfried.

R. Nit viel.

E. Was willst du hier?

R. Ick desertirt bin.

E. Das ist nicht gut. Ein braver Mann darf nicht desertiren.

R. Ick bin enn brav Mann. Ick bin gewest in der Schlacht; ick hab geschossen und gehauen die Feind. Is mein Herr nit brav Mann — is mein Herr die Teufel. Das flucht mich, das schlägt mich, wie Hund schlägt es mich. Und hat sich das Herr zwey kleine Bube — das ist sich auch zwey Teufel, fluch mich, schläg mich. Ick bin nit Hund, ick laß mich nit schlage, ick gehe nit nach Haus.

E. Aber wenn dich die Russen bekommen, so schießen sie dich ja todt.

R. Schieß mich todt! schieß mich todt, ick will nit Prügel, ick nit bin Hund.

Herr Ehrenfried hatte Mitleiden mit ihm, gab ihm ein Stück Brot, und ließ ihm ein Lager von Stroh im Holzstalle zubereiten.

Durch diesen unerwarteten Auftritt war alles munter gemacht worden, und es wurde darüber so viel gesprochen, daß man ei-

ne Stunde später zu Bette ging, als man sich vorgenommen hatte.

Ich verdenke es diesem armen Menschen wirklich nicht, sagte Herr Tillmann, daß er nicht wieder in sein Vaterland zurück will. Denn welcher Mensch wird sich wohl ganz ohne Ursache schlagen, und selbst von Knaben mißhandeln lassen?

Sollte das denn aber auch wahr seyn? fragte Heinrich. Ich kann doch wirklich nicht glauben, daß ein Mensch so böse seyn könnte, daß er ohne Ursache seinen Mitmenschen prügeln und mißhandeln könnte.

Solche böse Menschen, fuhr Herr Tillmann fort, gibt es aber wirklich bisweilen. Ich bin selbst in einem Hause einmahl gewesen, wo die Knaben so ungezogen waren, daß sie dem Leibeigenen aus bloßem Muthwillen ein Glas Wasser ins Gesichte schütteten, oder die Messer nach ihm warfen, wann sie nicht ganz rein geputzt waren.

Und ich bin einmahl in einem Hause gewesen, sagte Frau Ehrenfried, wo das Gesinde, welches nicht leibeigen war, von den

Kin-

Kindern eben so behandelt wurde. Dumme Gans — grober Esel — das waren die gewöhnlichen Nahmen, die sie ihm gaben.

Das Gesinde, sagte Herr Ehrenfried, mag leibeigen oder nicht leibeigen seyn, so ist es allemahl unrecht und schändlich, wenn man es kränkt. Ein guter Mensch kränkt gar niemanden, am wenigsten sein Gesinde, dem er so vieles zu verdanken hat. Uebernimmt es nicht die beschwerlichsten Arbeiten? müßten wir unsere Schuhe und Stiefeln nicht selbst putzen? unsere Zimmer selbst reinigen? unsere Wäsche selbst waschen, und unsere Speisen selbst zubereiten, wenn wir das Gesinde nicht hätten? So oft mir mein Johann meine geputzten Stiefeln hinsetzt: so blicke ich ihn freundlich an, und danke ihm in meinem Herzen, für die Mühe, die er für mich übernommen hat. Kinder, die also das Gesinde lieblos behandeln können, die sind gewiß schlecht unterrichtet, und schlecht erzogen.

Herr Tillmann winkte nun seinen Pflegesöhnen, daß sie ihm in das Schlafzimmer folgen sollten. Auf der Treppe begegnete ihnen Johann, mit den geputzten Stiefeln, die er vor ihre Betten setzen wollte. Gute Nacht, lieber Johann! sagte Heinrich, und Stephan sagte eben so. Gute Nacht hatten sie ihm zwar immer gewünscht; aber lieber Johann wurde er heute das erste Mahl genannt. Tillmanns Zöglinge hatten zwar nie das Gesinde schlecht behandelt; aber von nun an wurden sie noch aufmerksamer, auf die vielen Dienste, die es ihnen leistete und betrugen sich gegen dasselbe noch freundlicher.

Dreyßigster Abschnitt.

Kaum war Stephan den folgenden Tag aufgewacht, so rief er: Heinrich! was wird unser Russe machen?

Ich

Ich möchte es auch wissen, antwortete Heinrich. Komm her, wir wollen hinunter zu ihm gehen.

Herr Tillmann ließ es aber nicht zu, und meynte, es wäre hierzu noch Zeit genug, wenn sie sich erst gekämmt und gewaschen hätten. Sobald dieß aber geschehen war, ruheten sie nicht eher, als bis er es ihnen erlaubt hatte. Er selbst ging mit ihnen.

Auf der Treppe merkte er, daß sie mit einander pisperten. Als er fragte: ob er nicht auch wissen dürfe, was sie so heimlich sprächen? gestand ihm Stephan, er hätte sich vorgenommen, dem Russen einen Schnaps zu kaufen, wenn es ihm Herr Tillmann erlauben würde.

So kaufe ihn denn, bekam er zur Antwort, aber nicht mehr als ein halb Nösel. Hörst du?

Sogleich sprang Stephan in den nächsten Kramladen und kam bald mit einem halben Nösel Brantwein zurück. Heinrich hatte sich indessen in die Küche geschlichen, und ein groß Stück Brot geholt. Mit die-

sem Frühstücke gingen sie zu ihrem Gaste, der eben von seiner Streu aufgestanden war.

Guten Morgen, Herr Russe! sagte Stephan, willst du Schnaps?

Ah! Schnaps, antwortete er, ist Schnaps gut.

Stephan gab ihm das Brantweinglas, und Heinrich gab ihm das Brot hin.

Ah! sagte er: ist sich gut Musje, sehr gut Musje. Bey mir ist nicht gut Musje, hat mir einmahl garstig Sach unter die Schnaps gethan. Das ist Teufelsmusje.

Nun verzehrte er sein Frühstück mit vielem Appetite, und die Kinder freueten sich, daß es ihm so gut schmeckte. Als er es verzehrt hatte, fragte er Herrn Tillmann: Herr! hab sich nichts zu arbeiten? ick kann nicht faullenzen; ick muß arbeiten.

Ich bin nicht Herr im Hause, sagte Herr Tillmann; ich will es aber dem Herrn sagen. So verließen sie den Russen und gingen zu Herrn Ehrenfried.

Sind Sie schon bey dem Russen gewesen? rief ihnen Herr Ehrenfried entgegen. Sagen Sie, Herr Tillmann, was fange ich mit dem Menschen an? freylich ist er ein Fremder, er ist nicht mit mir verwandt, kein Landsmann, nicht einmahl ein Deutscher —

Aber doch ein Mensch, fiel ihm Herr Tillmann ins Wort.

Ey das weiß ich wohl, fuhr Herr Ehrenfried fort, und noch dazu ein Mensch, der in Noth ist. Den darf ich nicht verstoßen. Er hat seine Zuflucht in mein Haus genommen; fürwahr, ich darf ihn nicht verstoßen. Wenn ich in Rußland wäre, wäre von allen verlassen, könnte nicht Russisch sprechen, und flüchtete mich in das Haus eines Russen: was wünschte ich daß er thäte? sag' Heinrich!

Daß er dich gut aufnähme, lieber Vater, und für dich sorgte, daß du keine Noth littest.

So muß ich wahrhaftig dieß auch gegen den Russen thun. Es wäre nicht recht

wenn ich von andern mehr verlangte, als ich selbst thäte. Ich muß mich des Menschen annehmen. Aber was soll ich mit ihm anfangen? ihn bloß füttern? das wäre nicht gut. Da würde der Mensch ein Faullenzer. Ich muß ihn arbeiten lassen und Arbeit habe ich nicht für ihn. Er kann vermuthlich nichts thun, als graben, hacken, Holz spalten, und dergleichen grobe Arbeit verrichten. Zu diesen Arbeiten habe ich aber schon Leute genug.

Weißt du was, Herr Ehrenfried, sagte Stephan, laß ihn zu meinem Vater bringen. Dieser braucht sehr viele Leute, seine Gärten und Aecker zu bearbeiten. Dieser wird ihn gern annehmen.

Diesen Einfall fanden alle gut. Man ließ den Russen herauf kommen. Er machte ein tiefes Compliment, und wollte Herrn Ehrenfrieds Hand küssen.

Willst du arbeiten? fragte ihn dieser.

R. Ik arbeiten will? viel arbeiten will.

E. Nun so wollen wir dich zu einem guten Manne bringen, der dir viel Arbeit geben wird.

R. Gut! viel Arbeit! viel Arbeit!

Stephan bath dann um Erlaubniß, den Russen zu seinem Vater begleiten zu dürfen. Heinrich wollte auch mit gehen und Herr Tillmann sagte, wenn es ihm Herr Ehrenfried erlaube: so wolle er auch an der Begleitung Theil nehmen.

Herr Ehrenfried gab seine Einwilligung dazu, doch sollte die Abreise noch ein Paar Tage verschoben werden.

Und warum sollen wir denn nicht heute abreisen? fragte Stephan.

E. Weil ich es nicht haben will.

St. Warum willst du es denn nicht haben?

E. Das brauche ich dir nicht zu sagen. Ein Kind muß seinen Vorgesetzten gehorchen, weil sie älter und verständiger sind; muß ihre Verordnungen befolgen, wenn es auch nicht weiß, warum sie dieselben gegeben haben.

St. So laß uns doch heute reisen, ich möchte gern zu meinem Vater.

Herr Ehrenfried wandte sich um, ohne weiter etwas darauf zu antworten, und sprach noch einige Minuten sehr freundlich mit dem Russen.

Da trat Frau Ehrenfried zu ihm, und sagte ihm etwas leise ins Ohr. Auf Ein Mahl runzelte sich seine Stirne, die vorige Freundlichkeit verließ ihn, und sagte sehr ernsthaft zum Russen: jetzt gehe er wieder hinunter in den Holzstall. Darauf wendete er sich an seine Frau und sagte: ich kann es unmöglich glauben.

H. Du kannst dich drauf verlassen. Stelle dir nur vor, gestern hat die Magd die Hemden in den Holzstall gehängt um sie zu trocknen; auf den Abend hat sich der Kerl hineingeschlichen, und heute sind sie weg. Wer soll sie sonst genommen haben, als der? es ist ja sonst niemand in den Stall gekommen.

E. Es ist allerdings viel Schein da; aber man pflegt zu sagen — der Schein

trügt. Um eines bloßen Verdachtes willen darf man niemanden verdammen.

Sie können es gewiß glauben, Herr Ehrenfried, sagte die Magd, die eben herein trat, ich habe die Hemden selbst hingehängt, nun sind sie weg. Der Mensch verdient nichts besseres, als daß sie ihn sogleich aus dem Hause stoßen.

Und wem gehörten denn die Hemden? fragte Herr Ehrenfried.

Dem Bedienten, antwortete die Magd.

Herr Ehrenfried befahl hierauf, daß der Bediente sogleich sollte herein gerufen werden. Als er kam, fragte ihn Herr Ehrenfried: ob es wahr sey, daß seine Hemden gestern aus dem Holzstalle wären gestohlen worden?

Er lachte und sagte: mir ist nichts gestohlen worden. Da ich hörte, daß der Russe sich im Holzstalle einquartiret habe, so besorgte ich, er möchte etwa Appetit zu den Hemden bekommen und nahm sie weg.

Nu? sagte Herr Ehrenfried zur Magd, soll ich den Russen deßwegen aus dem Hause stoßen, weil der Bediente die Hemden weg gethan hat? die Magd schämte sich und schlich sich fort.

Merkt Kinder! fuhr Herr Ehrenfried fort, diesen Vorfall! Es kann oft ein unschuldiger Mensch in den Verdacht kommen, daß er etwas Böses gethan habe. Man muß sich also wohl hüten, daß man ihn deßwegen nicht sogleich für schuldig erkläre, sonst kann man höchst unrecht thun. So etwas ist mir selbst begegnet. In meiner Jugend hatte ich einen Freund, Schröder hieß er. Wir liebten einander wie Brüder, und waren täglich bey einander. Auf Ein Mahl hörte er aber auf, mich zu lieben. Er kam nicht mehr zu mir. Ich ging zu ihm, er wies mich aber ab und sagte: er könne mich nicht sprechen. Traurig ging ich fort. Den folgenden Tag begegnete er mir, ich faßte ihn bey der Hand und fragte: Schröder! liebst du mich nicht mehr? er zog unwillig seine Hand zurück, und sagte:

geh! einen so schlechten Menschen kann ich nicht lieben.

Ich? ein schlechter Mensch! fragte ich, wie willst du das beweisen? aber er ging fort, ohne mir zu antworten.

Ich grämte mich darüber sehr. Nach vier Wochen ungefähr kam er auf meine Stube, weinete, fiel mir um den Hals und sagte: vergib mir! ich habe dir Unrecht gethan. Ich hatte einen gar schlimmen Verdacht auf dich geworfen. Mein Vater hatte mir eine schöne Brieftasche gekauft. Du besuchtest mich, und da du fort gegangen warest, war auch die Brieftasche weg. Den folgenden Tag ging ich zu dir, und sah bey dir eine Brieftasche liegen, die gerade so aussah, wie die meinige. Da glaubte ich, du hättest sie mir genommen. Heute aber, da meine Stube gescheuert, und mein Schrank abgerückt wurde, lag meine Brieftasche da.

Seit dieser Zeit bin ich sehr behutsam, wenn gegen jemanden ein Verdacht entsteht. Ich untersuche die Sache genau, und halte

ihn nicht eher für schuldig, bis ich wirklich gefunden habe, daß er das Unrecht gethan hat, weßwegen er im Verdachte ist.

Herr Tillmann winkte, und die Kinder folgten ihm in die Lehrstunde.

Ein und dreyßigster Abschnitt.

Unterdessen ging Herr Ehrenfried aus, um der armen Frau, deren Weitzenacker zertreten worden war, Recht zu schaffen. Er zeigte die Sache dem Bürgemeister an, und sagte, daß man den Kutscher Kilian gesehen habe, wie er durch diesen Acker gefahren sey. Der Kutscher wurde gerufen und, da er das Unrecht, das er der Frau zugefügt, eingestanden hatte: so sagte ihm der Bürgemeister, er müsse den Schaden ersetzen, den er durch seine Unbesonnenheit angerichtet hätte.

Wie käme ich denn dazu? sagte er; ich bin ja nicht der einzige, der durch den Acker gefahren ist.

So nenne mir noch andere, sagte der Bürgemeister.

Er nannte ihm noch drey; diese wurden auch herbey gerufen und diese nannten wieder vier andere. So setzte der Bürgemeister die Untersuchung fort, bis er dreyßig entdeckt hatte. Damit war er aber noch nicht zufrieden. Ich will, sagte er, nun auch wissen, wer zuerst einen Weg durch den Acker gemacht hat.

Nachdem er einige Stunden mit der Untersuchung zugebracht hatte, brachte er heraus, daß der Sohn des Kaufmanns Rinx zuerst durch den Acker geritten sey.

Hierauf wurden ein Paar rechtschaffene und verständige Männer nach dem Acker geschickt, die ihn besehen, und schätzen mußten, wieviel der Weitzen werth sey, welcher der armen Frau war verderbt worden. Sie schätzten ihn auf dreyßig Thaler.

Nun mußten alle diese Unbesonnenen zusammen kommen, und der Bürgemeister kündigte ihnen an, daß sie nicht nur den zugefügten Schaden bezahlen, sondern auch, wegen ihrer Unbesonnenheit, fünf Thaler Strafe erlegen müßten. Er bestimmte darauf, wieviel jeder dazu beytragen sollte. Der Reiter mußte mehr geben, als der Fußgänger, und wer gefahren war, mehr als ein Reiter.

Als er an den jungen Rinx kam, sagte er: Sie zahlen so viel als fünf Reiter.

Wie so? fragte dieser.

Deßwegen, war die Antwort: weil Sie zuerst durch den Acker geritten sind. Hätten Sie nicht einen Weg dadurch gemacht: so wäre vielleicht niemanden eingefallen, von der Landstraße abzuweichen. Da Sie aber ein so schlechtes Beyspiel gegeben hatten: so folgten andere nach. Wenn ich nach der Strenge verfahren wollte, so müßten Sie den Schaden allein tragen, weil Sie der sind, der durch sein schlechtes Beyspiel alle andere zu der began-

genen Unbesonnenheit verleitet hat. Merken Sie es sich, Herr Rinx! und hüten sich künftig, andern ein böses Beyspiel zu geben. Sie sehen jetzt selbst, was für Schaden ein böses Beyspiel thut. Es ist wie die Krätze, die Pest, oder eine andere ansteckende Krankheit; es steckt gemeiniglich alle an, die ihm nahe kommen. Nun wurde die Frau herbey gerufen, deren Weizenacker war zertreten worden, und ihr das Geld zugestellt, welches diese Leute hatten bezahlen müssen. Sie nahm es an, und dankte dem wackern Bürgemeister mit Thränen, daß er ihr zur Ersetzung ihres Schadens verholfen hatte.

Zwey und dreyßigster Abschnitt.

Während der Zeit, daß dieses vorging, machte Herr Tillmann, mit seinen Zöglingen, seinen gewöhnlichen Spaziergang. Da sie vor das Thor gekommen waren, sagte er

er zu Stephan: Stephan, du warest heute in den Lehrstunden der aufmerksamste, dafür sollst du auch die Erlaubniß haben zu bestimmen, wohin wir unsern Weg nehmen wollen.

Nach dem großen Teiche, sagte er.

Sogleich schwenkte sich die Gesellschaft nach der linken Hand, und kam bald zu einem Teiche, der wirklich sehr anmuthig aussah. Das Ufer war mit Erlen bewachsen, der Teich war hell wie ein Spiegel, so daß man alle Bäume und Sträuche, die am Ufer standen, in demselben erblicken konnte. Ganze Scharen von Karpfen zogen in demselben umher, und in der Luft schwebten Mewen und Kiebitze. Die Gesellschaft betrachtete dieß alles mit Vergnügen, und Stephan erhielt das Lob, daß er den Spaziergang gut gewählet habe.

Doch dieß Vergnügen wurde bald unterbrochen, durch einen heftigen Schrey, den ein Mensch hinter ihnen that. Sie erschraken, sprangen auf und sahen sich um — da erblickten sie den Unglücklichen, der diesen

sen Schrey gethan hatte. Es war ein Russischer Soldat, den zwey andere gebunden an einem Stricke führten. Von Zeit zu Zeit schlugen sie auf ihn mit Stöcken. So oft er geschlagen wurde, krümmte er sich und schrie laut auf.

Herr Tillmann redete sie an, und fragte sie, warum sie diesen Menschen so schlügen?

Is sich Hund, sagte der eine, is sich desertirt. Aber, kommst du ins Quartier puf! puf! da schießt man dich todt wie Hund. Wup! da schlug er ihn noch ein Paar Mahl, daß er heftig aufschrie.

Da Herr Tillmann ihm doch nicht helfen konnte: so winkte er seinen Kindern, daß sie mit ihm zurückgehen sollten. Sie folgten ihm mit schnellen Schritten, und sahen sich noch verschiedene Mahl nach dem Unglücklichen um.

Stephan faßte zitternd Herrn Tillmanns Hand und sagte leise, als wenn er sich fürchtete, daß es die Russen hören möchten: das ist doch gut, daß wir heute un-

unsern Russen nicht zu meinem Vater geführt haben.

Ja wohl ist es gut, antwortete Herr Tillmann und schritt fort, ohne weiter davon zu sprechen.

Die Kinder sprachen auch nichts, und sahen sich nach allen Gegenden um, als wenn sie besorgten, daß irgendwo noch ein Russe versteckt seyn, und sie hören möchte.

Bey Tische waren sie aber desto gesprächiger, und Stephan erzählte sehr umständlich, wie hart der gefangene Russe von seinen Kameraden wäre behandelt worden. Julchen beklagte den Elenden, der nun bald würde erschossen werden.

Weißt du nun Stephan, fragte Herr Ehrenfried, warum ich unsern Russen heute nicht habe mit euch gehen lassen? Ich konnte leicht glauben, daß Russen zurückbleiben, und ihre entwichenen Landsleute aufsuchen würden. Wenn sie ihn nun bey euch angetroffen hätten — würden sie

ihn nicht eben so gemißhandelt haben? würde er nicht auch erschossen werden?

Stephan fiel ihm um den Hals. Ich danke dir, lieber Herr Ehrenfried, sagte er, daß du meinen Willen nicht gethan hast. Ich will dir künftig auch immer gern gehorchen, auch wenn ich nicht weiß, warum du willst, daß ich dir gehorchen soll.

Erst in der folgenden Woche ließ Herr Ehrenfried den Russen zu dem Herrn Amtmanne abführen. Herr Tillmann, Heinrich und Stephan waren seine Begleiter. Da der Russe auf seinen Märschen sich einen starken schnellen Schritt angewöhnt hatte; so schritt er auch jetzt so stark darauf los, daß ihm die Kinder kaum folgen konnten. Schon erblickten sie den Thurm von Freyhausen, wo Stephans Vater wohnte, und Stephan schwenkte den Hut vor Freuden, daß er seinem Vater so nahe war.

Drey und dreyßigster Abschnitt.

Unvermuthet gab es aber einen Aufenthalt. Unter einem alten Birnbaume lehnete ein Mann, mit einem Reisebündel auf dem Rücken.

Guten Tag, meine Herren! sagte er, als sie zu ihm kamen, sagen Sie mir doch, ob ich auf dem rechten Wege nach Hildmannshausen bin!

Nein, mein Freund! antwortete Herr Tillmann, Sie sind viel zu weit linker Hand gekommen. Gehen Sie auf diesem Wege fort, dann kommt ein Weg der rechts geht, auf diesen schlagen Sie sich. Wenn Sie nun ein Stück gegangen sind: so kommt ein Fußsteig der wieder rechts läuft; auf diesem gehen Sie fort, dann kommt ein steinernes Kreutz —

Ach lieber Herr! sagte der Reisende, das kann ich nicht merken. Ich will halt den ersten Weg gehen, der rechts abläuft,

dann werde ich ja etwa wieder einen guten Menschen finden, der mir weiter forthilft. Wenn ich nur nicht wieder einem solchen in die Hände falle, wie der Bube war, der mich hierher gewiesen hat. Er zeigte mir gerade den Weg, auf dem ich jetzt bin, und sagte, wenn ich darauf fortginge, so käme ich in einer Stunde nach Hildmannshausen. Nun bin ich über zwey Stunden gegangen, immer fort gegangen auf dem Wege, den er mir zeigte, und muß nun hören, daß ich irre gegangen bin. Ich bin ein Fremder, aus Ostfriesland gebürtig, bin hierher in meinem Leben nicht gekommen, und will meinen Sohn besuchen, der sich in Hildmannshausen niedergelassen hat, und den ich in zehn Jahren nicht gesehen habe. Ich gedachte diesen Mittag bey ihm zu seyn; dieser Bube hat mich aber um meine Freude gebracht. Gibts nicht böse Menschen in der Welt! Leben Sie wohl, ich danke für Ihre Zurechtweisung.

Darf

Darf ich wohl mit diesem Manne gehen, und ihn bis an das steinerne Kreutz bringen? fragte Stephan. Ich weiß den Weg recht gut.

Ich bin es zufrieden, sagte Herr Tillmann; dann kömmst du ja aber zu spät zu deinem Vater.

Aber dieser Mann kommt auch dann desto eher zu seinem Sohne, sagte Stephan, und ging mit ihm fort. Es ging etwas langsam: weil der Reisende schon alt und von der langen Reise ziemlich ermüdet war. Aber Stephan richtete sich nach ihm, und ging auch langsam, bis sie das steinerne Kreutz erreicht hatten.

Hier, sagte er, lieber Mann! können Sie nun nicht mehr fehlen. Dieser Weg rechts geht gerade nach Hildmannshausen zu.

Ich danke, ich danke dir, lieber gefälliger Knabe, für deine Begleitung, sagte der Alte. Du hast einem ehrlichen alten Manne heute einen wichtigen Dienst geleistet. Fahre fort, gegen deine Neben-

menschen so gut und dienstfertig zu seyn, so wirst du einmahl ein braver Mann werden, der vielen Leuten beysteht und Hülfe leistet. Er drückte ihm die Hand noch Ein Mahl recht herzlich, und setzte seinen Stab nun weiter fort. Kaum war er aber ein Paar Schritte gegangen, so kam Stephan wieder zurück und sagte: da kommt der Schulmeister von Hildmanshausen! der kann mit Ihnen bis zum Hause ihres Sohnes gehen.

Der Schulmeister? wer? der Schulmeister? fragte der Reisende.

Jetzt stand der Schulmeister schon vor ihm.

Sie sind der Herr Schulmeister von Hildmannshausen, sagte er, wollen Sie mir nicht die Gefälligkeit erzeigen, und mich mit dahin nehmen; ich wollte dort meinen Sohn besuchen. Die Thränen liefen ihm über die Backen, als er dieß sagte.

Der Schulmeister stand erstaunt vor ihm, betrachtete ihn vom Kopfe bis auf die Füße

dann rief er aus: mein Vater! bist du es? und fiel ihm schluchzend um den Hals.

Bester Sohn! sagte der Alte, nun will ich gern sterben, da ich dich noch Ein Mahl gesehen habe. Ach die Freude, dich so bald zu sehen, habe ich diesem kleinen Manne zu danken. So einen gefälligen Knaben —

Stephan lief, so geschwind er laufen konnte, um sein Lob nicht zu hören. Bald hatte er seine Reisegesellschaft eingehohlt, die so gefällig gewesen war, bis auf seine Zurückkunft zu warten. Als er ihr den Auftritt mit dem Reisenden und seinem Sohne erzählte; so freuete sich Herr Tillmann sowohl als Heinrich darüber, und alle kamen vor dem Amtshause zu Freyhausen an, ehe Stephan seine Erzählung ganz geendigt hatte.

Jetzt konnte er nicht weiter erzählen, sondern bath Herrn Tillmann, ihm zu erlauben, daß er sich zuerst in das Haus

schlei-

schleichen dürfe, um seinen Vater zu überraschen.

So schleich denn! erhielt er zur Antwort.

Vier und dreyßigster Abschnitt.

Da schlich er ganz leise, bis an des Vaters Stubenthür, drehete sie sanft auf, und stürzte sich dann hinein, um den guten Vater zu umarmen. Da war aber kein Vater. Statt seiner trat ein Bedienter zur andern Thür herein, und versicherte, der Herr Amtmann sey vor einer halben Stunde weggeritten. Darüber war er unwillig, und als seine Reisegefährten ankamen, sagte er sehr verdrießlich, das ist recht dumm, daß mein Vater weg geritten ist.

Dumm? fragte Herr Tillmann. Glaubst du denn wirklich, daß dein Vater dumme Streiche macht?

St. Das wohl nicht. Es ist aber doch albern, daß mein Vater gerade jetzt wegreiten muß, da ich ihn besuchen will.

T. Ich sehe darin nichts albernes. Dein Vater wußte ja nicht, daß du kommen würdest. Gesetzt aber er hätte es gewußt, und hätte nöthiger Geschäfte wegen eine Reise thun müssen: hättest du wohl von ihm verlangen wollen, daß er um deinetwillen zu Hause bleiben solle?

Jetzt trat ein Bote herein, der sogleich fragte: ist der Herr Amtmann nicht zu Hause?

Der Bediente versicherte, er sey verreiset und werde erst nach zwey Tagen wiederkommen.

Nicht zu Hause! sagte der Bote, Hum! hum! und bin sechs Stunden weit gegangen, um ihn anzutreffen. Je nun, man muß sich halt in der Welt allerley gefallen lassen. Wäre ich Herr von der Welt: so machte ich alles nach meinem Kopfe, so aber bin ich nur ein Bote,

und muß mir daher manches gefallen lassen, das nicht nach meinem Kopfe ist.

Herr Tillmann brachte ihm einen Stuhl, um sich setzen zu können, und der Bediente trug ihm ein Butterbrot, nebst einem Glase Bier auf, das er sich wohl schmecken ließ.

Er ist wohl, sagte Herr Tillmann, daran gewöhnt, daß es nicht immer nach seinem Kopfe geht?

Das wollte ich meynen, fuhr der Bote fort. Viel Mahl gehe ich aus bey hellem Sonnenscheine, kaum bin ich aber ein Paar Stunden gegangen: so umzieht sich der Himmel, es fängt an zu regnen und ich werde eingeweicht, daß ich keinen trocknen Faden an mir behalte: deßwegen habe ich noch niemahls ein sauer Gesicht gemacht. Es muß auch seyn, denke ich. Wenn es regnet: so wird das Feld begossen, daß Gras und Getreide wachsen kann. Wenn ich nun das Brot esse, das vom Regen gewachsen ist, warum sollte ich mich denn nicht auch vom Regen etwas baden las-

lassen? Bisweilen freue ich mich auf das Wirthshaus, wo ich mein Nachtquartier nehmen will; wie viel Mahl ist mir meine Freude aber zu Wasser geworden! Noch voriges Frühjahr kam ich in ein Wirthshaus, ganz mit Schnee bedeckt, und so müde, daß ich meine Füße kaum fortschleppen konnte. Da dachte ich willst du es dir recht wohl seyn lassen. Eine warme Stube — ein gut Stück Brot — ein Krug Bier — das wird dir wohl behagen, und der Schlaf — wie süße wird er seyn!

Du lieber Himmel! wie hatte ich mich geirrt! Da ich in die Stube trat: so war sie voll Rauch, drey kranke Kinder lagen drinne, das Brot war verschimmelt, und das Bier sauer.

Da wird er doch wohl seyn unwillig geworden? fragte Herr Tillmann.

Was hätte es denn geholfen? antwortete der Bote. Das Bier und das Brot wären dadurch nicht besser, die Kinder nicht gesund geworden, und der Rauch würde nicht gewichen seyn. Man muß halt die Feste

feyern

feyern wie sie fallen. Ich nahm mein Stück Brot, schnitt den Schimmel herunter, tunkte es in das saure Bier, und schluckte es hinunter. Da die Mahlzeit vorbey war, legte ich mich auf die Bank, weil sonst kein Platz in der Stube war, und wollte nun schlafen. Aber auch das konnte ich nicht. Wenn ich einmahl die Augen zugethan hatte: so wurde ich durch das Geschrey der Kinder wieder aufgeweckt. So ging es die ganze Nacht hindurch. Ich lag indessen stille, knurrte nicht und murrte nicht. Sobald der Tag grauete, bezahlte ich meinen Wirth, nahm mein Reisebündel und setzte meinen Stab weiter. Gegen zehn Uhr schon kam ich in einem andern Wirthshause an, wo ich eine gute Suppe, ein Stück Rindfleisch, gut Brot und Bier und eine warme Stube fand. Da schmeckte es mir desto besser. Nach Tische legte ich mich auf die Bank, schlief ein Paar Stunden, und da ich aufwachte, war ich munter und vergaß alles, was ich in der vorigen Nacht hatte ausstehen müssen. So halte ich es immer. Da

ich nicht Herr der Welt, sondern nur ein Bote bin: so begreife ich wohl, daß es albern wäre, wenn ich verlangen wollte, daß alles in der Welt nach meinem Kopfe gehen sollte. Ich lasse mir alles gefallen wie es kömmt, bin zufrieden, und wenn es bisweilen gar zu bunt durch einander hergeht: so denke ich, es wird auch vorbey gehen; und es geht auch alles vorbey, wie ein Regenguß.

Stephan schämte sich, daß er über eine Kleinigkeit, die nicht nach seinem Kopfe gegangen war, hatte so böse werden können, da dieser arme Mann, bey weit größern Unbequemlichkeiten, immer so zufrieden gewesen war. Er wollte es sich aber nicht merken lassen, wendete sich nach dem Fenster zu und haschte nach einer Schmeißfliege die am Fenster herumflatterte.

Der Bote bemerkte es und fragte: was will der junge Herr mit der Schmeißfliege thun?

St. Mit der Schmeißfliege? weiter gar nichts, als ihr den Kopf abreissen.

B. Der Schmeißfliege den Kopf abreissen? was will er denn mit der Schmeißfliege thun, wenn der Kopf abgerissen ist?

St. Das ist ja eine sonderbare Frage; ich will sie auf die Erde werfen.

B. Ich dachte, der junge Herr wollte sie essen. Wenn sie nun der junge Herr nicht essen will: so hat sie vielleicht etwas verbrochen: denn den Kopf abreissen, das ist doch keine Kleinigkeit. Ein Kopf, wenn er ein Mahl weg ist, wächst nicht wieder wie die Krebsscheeren.

St. Ich kann aber die Schmeißfliegen nicht leiden.

B. Wenn es weiter nichts ist: so will ich den jungen Herrn bald von der Schmeißfliege befreyen. Er öffnete das Fenster, und ließ sie hinaus fliegen. Nehmen Sie es mir nicht übel, indem er sich zu Herrn Tillmann wendete, daß ich so gerade von der Leber rede! ich kann es nicht leiden, wenn man bloß zum Zeitvertreibe, ohne alle Ursache, einem Thiere das Leben nimmt. Es hat ja ohne dieß nur kurze

Zeit zu leben; warum will man denn ihm ohne Ursache, diese kurze Zeit noch mehr abkürzen? Jedes Thier hat ja auch seinen Nutzen. Wenn es nun getödtet wird, so fällt dieser Nutzen weg.

St. Haben denn die Schmeißfliegen auch ihren Nutzen?

Stephan! Stephan! sagte Herr Tillmann, diese Frage hätte ich von dir nicht erwartet. Du weißt ja längst, wie nützlich die Fliegen sind.

B. Ey das wollte ich meynen, daß diese Thierchen nützlich sind. Ich habe dieß zwar nicht in der Schule gelernt, aber auf meinen Reisen habe ich darüber meine Betrachtungen gehabt. Da sah ich bald einen todten Hund oder Katze, bald ein todtes Pferd oder Rind, an der Straße liegen, die einen abscheulichen Gestank von sich gaben, und ganz von Maden wimmelten. Kam ich nach etlichen Tagen wieder an diesen Platz: so war das Aas durch die Maden aufgezehrt, und aller Gestank war verschwunden. Da dachte ich bey mir selbst:

eine

eine Schmeißfliege ist doch ein nützliches Thier: weil sie Maden an die todten Körper legt und sie so wegschaffen hilft. Diese Schmeißfliege, die ich in Freyheit gesetzt habe, wird auch noch ein Paar Dutzend Maden legen, aus welchen neue Schmeißfliegen entstehen. Und wenn die Schmeißfliege ihre Dienste verrichtet hat: so wird ein Vogel sie wegschnappen, und eine gute Mahlzeit davon machen. Ist denn dieß nicht besser, als wenn wir ihr den Kopf abgerissen und sie auf die Erde geworfen hätten?

Verzeihen Sie mir mein Gespräch! ich muß nun eilen, daß ich weiter komme: weil ich noch sechs Stunden zu gehen habe.

Nun nahm er seinen Stab und empfahl sich der Gesellschaft. Herr Tillmann ließ ihn aber nicht sogleich gehen, sondern druckte ihm die Hand, und versicherte ihm, daß er sich freue, einen so vernünftigen Mann kennen gelernt zu haben.

Fünf und dreyßigster Abschnitt.

Er würde noch mehr mit ihm gesprochen haben, wenn nicht ein Wagen, mit vier Pferden bespannt, angefahren wäre. Ein sehr vornehmer Herr, mit einem Sterne auf der Brust, wurde von 2 Bedienten aus demselben gehoben. Er trat sogleich in die Stube und fragte: wo ist der Amtmann?

Der Herr Amtmann, sagte Herr Tillmann, ist verreiset.

H. Verreiset? wenn wird er wieder kommen?

T. Wie ich höre, nach zwey Tagen.

H. So wollte ich, daß das Wetter drein schlüge! Warum reist denn der Amtmann gerade heute, da ich ihn besuche?

T. Er wird einen so vornehmen Besuch nicht erwartet haben.

Er knirschte mit den Zähnen, nagte an den Nägeln und sah zum Fenster hinaus. Herr Tillmann setzte sich unterdessen an den

Tisch, schrieb einen kurzen Brief an den Herrn Amtmann, siegelte ihn zu und gab ihn dem Bedienten in die Hände. Darauf winkte er seiner Reisegesellschaft, machte dem vornehmen Herrn eine Verbeugung und entfernte sich. Auch dem Russen gab er zu verstehen, daß er ihm folgen solle.

Sie gingen wohl eine Viertelstunde weit ohne ein Wort zu sprechen, weil sie durch das ungestüme Betragen des vornehmen Herrn alle gleichsam betäubt worden waren. Endlich unterbrach Herr Tillmann das Stillschweigen und fragte: Stephan! welcher gefiel dir denn am Besten, der vornehme Herr oder der Bote?

St. Versteht sich, der Bote.

T. Und wenn es ein Mahl wieder nicht nach deinem Kopfe gehen sollte, wem willst du es denn nachthun, dem vornehmen Herrn oder dem Boten?

S. Dem Boten.

T. Lernt hieraus, lieben Kinder! daß man die Menschen nicht nach ihren Kleidern und ihrem Stande beurtheilen muß. In ei-

einem groben Kittel findet man oft einen sehr vernünftigen und guten Menschen. Freylich muß man vornehmen Leuten, wenn sie auch nicht vernünftig und nicht gut wären, die Höflichkeit erweisen, die einmahl gewöhnlich ist, wenn man nicht vielen Verdruß sich zuziehen will. Aber — deßwegen darf man die Leute von niedrigem Stande nicht verachten.

St. Aber der Bote sprach doch so schnurrig und hatte auch gar keinen hübschen Anstand

T. Findest du denn das sonderbar? der Bote spricht wie sein Vater sprach, und du, wie dein Vater spricht; er hat den Anstand, den er an seinem Vater gesehen hat, und du hast den Anstand, den du von deinem Vater gelernt hast. Ein schlecht geprägtes Goldstück ist mir immer lieber als ein zierlich geprägter Kreuzer.

Ich will euch doch hiervon eine Geschichte erzählen. Nicht weit von hier lebte ein gewisser Herr von Weitzenfeld, der einen Sohn hatte, welcher Franz von Weitzenfeld

hieß. Er nahm für ihn einen Erzieher an, der ihn unterrichten, und gewöhnen sollte, Recht zu thun und Unrecht zu lassen. Hier hatte er nun die schönste Gelegenheit viel Nützliches zu lernen, und die Unarten, die er angenommen hatte, abzulegen. Da ihm aber alberne Leute in d n Kopf gesetzt hatten, er habe einen reichen Vater und werde selbst einmahl ein reich r Herr werden: so war er so einfältig zu glauben, er brauche nichts zu lernen, und ein Mann wie sein Erzieher, der eines armen Schulmeisters Sohn war, und mit ungepudertem Haar und in einem schlechten Rocke ging, habe ihm nichts zu befehlen. Er sah sogar bisweilen höhnisch auf des Erziehers leinene Strümpfe herab, wann er in seinen seidenen Strümpfen neben ihm saß.

Besser benutzte diese Gelegenheit Nikolaus Blumenkohl, dessen Vater bey dem Herrn von Weitzenfeld als Kutscher Dienste that. Er kam oft zu Herrn Schröder, so hieß Franzens Erzieher, und bath ihn, daß er ihm etwas vorschreiben möchte, damit er

gut schreiben lernte. Herr Schröder that es mit Vergnügen. Er gab ihm auch Unterweisung im Rechnen, und erzählte ihm bisweilen eine Geschichte von guten oder bösen Kindern, die Nikolaus begierig anhörte, und sich Mühe gab ein recht guter Mensch zu werden. Nach zwey Jahren schrieb er wirklich eine schöne Hand, und rechnete alles aus, was man ihm nur vorlegte. Franz lernte aber nichts, und war so stolz und wild, daß es Herr Schröder nicht länger mehr aushalten konnte, sondern Herrn von Weitzenfeld bath, ihm seinen Abschied zu geben, den er auch erhielt.

Er ging ab, ohne daß ihm Franz für den von ihm genossenen Unterricht gedankt hätte. Desto mehr Dank erhielt er von Nikolas. Er vergoß die bittersten Thränen, begleitete ihn eine Stunde weit, und drang Herrn Schröder ein Paar leinene Strümpfe auf, die er für ihn gestrickt hatte. Sie sind nicht viel werth, sagte er, aber etwas muß ich Ihnen doch geben, damit Sie sehen, daß ich dankbar bin.

Kurz darauf starb der Herr von Weitzenfeld, vermuthlich aus Verdruß, den ihm die Ungezogenheiten seines Sohnes verursachten. Dieser erbte nun seines Vaters Güter, die ihm jährlich fünf tausend Thaler eintrugen.

Da er das Rechnen nicht gelernt hatte: so rechnete er auch nicht, und gab immer aus, immer aus, ohne zu überlegen ob seine Einnahme auch zu diesen Ausgaben hinreiche. Da er nichts Nützliches gelernt hatte, so wußte er auch nicht wie er die Zeit nützlich anwenden sollte. Daher war Schmausen, Spielen und Jagen sein einziges Geschäfte. Die fünf tausend Thaler, die er einzunehmen hatte, waren in dem ersten halben Jahre verzehrt, das Geld, welches er für das andere halbe Jahr nöthig hatte, mußte er borgen; und da er diese Lebensart immer so fortsetzte, so gerieth er in Schulden.

Nun wollte er sparen. Statt aber weniger auf Spiel und Schmausereyen zu verwenden, schmälerte er den Lohn seiner

Be-

Bedienten und wies ungestüm alle Armen ab, die bey ihm Hülfe suchten.

Unterdessen arbeitete Niklas Blumenkohl unverdrossen, verdiente sich durch seine Arbeit täglich etwas Geld, davon er nur einen Theil ausgab, und einen andern zurücklegte. Da er berechnet hatte, daß seine Einnahme nicht hinreichen würde, wenn er täglich Fleisch essen wollte: so nahm er die Woche hindurch mit einer Mehlsuppe und etwas Brot vorlieb, und erlaubte sich nur des Sonntags ein Gericht Fleisch. Von dem ersparten Gelde kaufte er sich Flachs, Garn u. d. g. ein, wann sie wohlfeil waren, und verkaufte sie wieder wann der Preis davon stieg. Dadurch gewann er nach und nach so viel, daß er sich ein kleines Haus kaufen und eine Frau nehmen konnte. Weil er ein sehr verständiger nnd rechtschaffener Mann war: so kamen alle seine Nachbarn zu ihm, und bathen ihn um Rath, wann sie krank waren, oder in einer andern Noth sich befanden,

fanden, und der Rath, den er ihnen gab, half fast immer, wann sie ihn befolgten.

Aeußerlich mußte man freylich vor dem Herrn von Weitzenfeld sich beugen, weil er ein vornehmer Mann war, im Herzen aber schätzten alle den Nikolaus Blumenkohl höher, die ihn und jenen kannten.

So bekam Herr von Weitzenfeld einmahl Besuch von einem Anverwandten, der einige Tage bey ihm verweilte. Hier wurde er krank, und seine Krankheit wurde so gefährlich, daß ihm der Arzt sagte, er hätte kaum noch vier und zwanzig Stunden zu leben.

Vier und zwanzig Stunden nur? sagte er, das ist wenig. Es ist mir aber lieb, daß Sie es mir gesagt haben, damit ich verordnen kann, wie es nach meinem Tode soll gehalten werden. Wollen Sie nicht die Güte haben, und den Nikolaus Blumenkohl zu mir kommen lassen?

Der Arzt versicherte, daß er es thun würde, und, nach einer Viertelstunde war Blumenkohl da.

Lie=

Lieber Blumenkohl! sagte der Fremde, ich muß sterben; mein Arzt hat es mir versichert. Nun habe ich hier bey mir einen Beutel mit 150 Ducaten, und hier Cassenscheine über 2000 Ducaten. Ich wünsche, daß meine Frau beydes in ihre Hände bekäme. Will er mir nicht die Gefälligkeit erzeigen, und beydes zu sich nehmen, und meiner Frau nach meinem Tode überbringen?

Das will ich wohl, antwortete Blumenkohl, warum übergeben Sie aber die Sache nicht lieber Ihrem Herrn Vetter?

Lieber Blumenkohl! sagte der Kranke, die Sache ist zu wichtig. Ich kann sie keinem andern anvertrauen, als einem Manne, der durchaus rechtschaffen ist, und auf dessen Klugheit ich mich verlassen kann. Nun weiß er genug.

Blumenkohl nahm die Sachen an, versprach, daß er alles auf das Beste besorgen wolle, und ging fort.

Nach ein Paar Minuten war er aber schon wieder da, und sagte: verzeihen Sie

mir

mir, daß ich noch einMahl komme. Es ist ganz gut, daß Sie mich für einen ehrlichen Mann halten, Ihre Frau kennt mich aber nicht. Woher weiß denn diese nun, daß Sie mir nicht mehr übergeben haben, als ich ihr überbringe: sie könnte ja den Verdacht bekommen, daß ich ein Paar Cassenscheine und ein zwanzig Stück Ducaten unterschlagen hätte. Wollen Sie nicht die Güte haben und den Beutel und die Cassenscheine versiegeln?

Er hat Recht, antwortete der Kranke, unternahm die Versiegelung, und sagte: da beweist er mir von neuem, daß er ein Mann ist, auf dessen Einsichten ich mich verlassen kann.

Der Kranke starb, und Blumenkohl, sobald er davon Nachricht hatte, machte sich auf den Weg und überbrachte der Wittwe des Verstorbenen, was ihm ihr Mann übergeben hatte. Ob sie es eben so richtig würde empfangen haben, wenn es dem vornehmen, schön gekleideten Herrn von Weitzenfeld

feld wäre übergeben worden? daran zweifle ich sehr.

So könnte ich euch noch viele Geschichten von geringen, schlecht gekleideten Leuten erzählen, die weit verständiger und rechtschaffener waren, als viele vornehme und reichgekleidete Personen. Freylich stecken auch bisweilen unverständige und unehrliche Leute in schlechten Kleidern; aber dabey bleibt es doch, daß man die Leute nicht nach ihren Kleidern beurtheilen, keinen blos wegen seiner schönen Kleidung hochschätzen, aber auch keinen wegen seiner geringen Kleider verachten darf.

Sechs und dreyßigster Abschnitt.

Herr Tillmann würde hiervon noch weiter gesprochen haben, wenn er nicht durch ein düsteres Murmeln, das man in der Entfernung hörte, wäre unterbrochen worden.

Er

Er sah sich um — siehe! da kam eine schwarze Gewitterwolke hinter ihm her gezogen. Es erhob sich ein Wind, die Wolke rückte sehr schnell herbey, und, ehe er noch recht überlegen konnte, was er thun wollte, fielen schon einzelne Tropfen auf ihn.

Lassen Sie uns laufen, Herr Tillmann! sagte Stephan, daß wir nach Hause kommen, und nicht naß werden.

Nicht laufen! erhielt er zur Antwort; wenn wir laufen: so erhitzen wir uns, dunsten stark aus, und kommen in Gefahr, vom Wetterstrahle getroffen zu werden.

So wollen wir unter diesen Baum treten, damit wir nur nicht zu stark beregnet werden; sagte Heinrich. Aber Herr Tillmann antwortete nichts, sondern ging fort. Kaum war er hundert Schritte gegangen: so geschah ein so starker Schlag, daß die ganze Gesellschaft zusammen fuhr, und sich umsah. Da loderte eine helle Flamme aus dem Birnbaume, unter den Heinrich so gern getreten wäre. Was ist denn das? fragte er.

Der Wetterstrahl hat diesen Baum getroffen, erhielt er zur Antwort, wären wir nun darunter getreten: so lägen wir vielleicht alle dort und wären todt.

Da schmiegten sich die Kinder an ihren guten Lehrer an, und schritten mit ihm fort, ohne weiter ein Wort zu sagen. Sie sagten auch kein Wort, da er aus der Straße wich, und linker Hand auf einem Fußsteige fortging. Bald entdeckten sie aber die Ursache, warum er den Weg verlassen hatte. Ein einzelner Bauernhof lag da, auf welchen nun los geschritten wurde. Kaum hatten sie ihn erreicht: so fiel ein so starker Platzregen, daß das Wasser wie ein Bach durch den Weg hinlief.

Als sie in dem Bauernhofe angekommen waren, bathen sie den Bewohner, daß er ihnen erlauben möchte, so lange bey ihm zu bleiben, bis der Regen und das Gewitter vorüber wären. Es wurde ihnen erlaubt, und Kilian Sturmhut, so hieß der Eigenthümer des Hauses, öffnete die Stubenthür, und ließ sie in die Stube treten. Kaum

wa-

waren sie aber hineingetreten: so wünschte ein jedes in seinem Herzen, drey Stunden weit entfernt zu seyn. So einen abscheulichen Gestank, wie in dieser Stube war, hatten sie noch nicht gerochen, und eine solche Unreinlichkeit, wie sie hier fanden, war ihnen noch nicht vorgekommen. Vom Boden der Stube sah man nichts, denn er war mit Schmutz bedeckt, die Hände der Frau und der Kinder hatten die Farbe des Bodens, die Gesichter und Hälse waren unreinlich; überdieß bemerkte Herr Tillmann auch daß die Köpfe der Kinder einen eckelhaften Ausschlag hatten, und ihre Hände krätzig waren. Er murrete zwar darüber nicht, aber er glaubte doch diesen unglücklichen Leuten eine gute Lehre geben zu müssen, und sagte zur Frau: Ihr Leute kommt mir vor, als wenn ihr nicht gesund wäret.

Fr. Ach lieber Herr! das sind wir auch nicht. So lange ich meinen Mann habe, hat uns bald dieß bald jenes gefehlt; und da nun auch Kinder dazu gekommen

sind

sind: so reissen die Krankheiten gar nicht ab.

T. Woher kommt denn dieß?

Fr. Ja woher soll es kommen? von der Armuth kommt es. Ja wenn wir reiche Leute wären, und hätten Gebratenes und Gesottenes alle Tage zu essen, daß wir Mark in die Knochen bekämen: so wollten wir eben so gesund seyn, wie Sie und die jungen Herren da.

T. Ach liebe Frau! vom Gebratenen und Gesottenen wird man nicht gesund. Ich kenne gar viele Leute, die beydes haben, und doch nicht gesund werden. Habt ihr denn auch kein Wasser?

Fr. Daran haben wir keinen Mangel. Draussen fließt es ja vor unserer Thür hin.

T. Wenn ihr nun so viel Wasser habt, warum benutzt ihr es denn nicht? warum scheuert ihr denn nicht die Stube? warum wascht ihr denn nicht fleißig eure Kinder und ihre Hemden?

Fr. Waschen? Woher wollte ich denn dazu die Zeit nehmen? Ich muß den ganzen Tag arbeiten um das liebe Brot zu bekommen. Zum Waschen bleibt mir keine Zeit übrig. Die reichen Herren haben gut reden. Die haben nichts zu thun, und können also den ganzen Tag an sich waschen und putzen.

T. Würde sie denn aber nicht weit mehr arbeiten können, wenn sie mit ihren Kindern immer gesund wäre?

Fr. Das wohl.

T. Nun so wende sie doch alle Tage einige Zeit auf das Waschen. Wasche sie sich fleißig und ihre Stube und ihre Kinder und ihre Kleidungsstücke: so werdet ihr bald gesund werden. Denn glaubt mir — eure Krankheiten rühren bloß von der Unreinlichkeit her. Und wie oft öffnet ihr denn die Stubenfenster?

Fr. Das ist ja eine wunderliche Frage. Gar nicht. Die Fenster sind ja deßwegen da, daß keine Luft in die Stube gehen soll — warum soll ich sie denn aufmachen?

T. Daß frische Luft hereinkömmt. Der Mensch gehört in die frische Luft, wie der Fisch in das frische Wasser. Wenn der Behälter, in welchem der Fisch steht, nicht immer Zufluß von frischem Wasser hat, so wird der Fisch nach und nach matt, und steht am Ende ab; und wenn man in das Wohnzimmer der Menschen nicht von Zeit zu Zeit frische Luft bringt: so werden sie krank und sterben am Ende.

Fr. Ey ein Mensch ist doch kein Fisch.

T. Das weiß ich wohl. Ich sehe aber, liebe Frau, daß ich sie von ihrer Unreinlichkeit nicht abbringen werde, ich kann ihr also auch nicht helfen, wenn sie ihr Lebelang mit ihren Kindern krank bleibt. Hier hat sie einen halben Gulden! und ihr, meine lieben Zöglinge, folgt mir, damit wir nicht auch krank werden, wenn wir länger hier bleiben.

Die Kinder folgten und auch der Russe. Pr! Pr! Pr! sprach dieser, als er vor die Thür kam, das war Stall für die Schwein!

Der Regen hatte noch nicht aufgehört. Aber Herr Tillmann kehrte sich nicht daran

ran, sondern schritt mit seiner Gesellschaft immer drauf los, und kam mit dem Eintritte der Nacht ganz durchnäßt in Herrn Ehrenfrieds Hause an.

Sieben und dreyßigster Abschnitt.

Als sie vor die Hausthür kamen, zog sich ein Köpfchen zum Fenster hinein und rief in die Stube: sie kommen! sie kommen! Auf ein Mahl war ein Aufstand durch das ganze Haus. Man hörte ein Mahl über das andre Mahl rufen: sie kommen! sie kommen! Es wurde zur Treppe herunter gelaufen — die Thür that sich auf, und die ganze Ehrenfriedsche Familie stand da und empfing die Reisenden. Ihr guten Leute! sagte Frau Hedwig, ihr habt mich recht gedauert, da das schwere Gewitter kam, und ich vermuthen konnte daß

ihr auf dem Wege wäret. Ihr seyd ja durchaus naß geworden.

Schadet nichts, antwortete Heinrich. Wir haben uns ein bischen abgehärtet.

So kommt nur geschwind herein, sagte die besorgte Mutter, und wechselt die Kleider; oben wird ein jeder trockne Wäsche und Kleidung finden.

Heinrich wollte davon gar nichts hören, und meynte, der Herr Amtmann habe ja die Kleider auch nicht gewechselt als er das Feuer gelöscht hätte. Die Mutter sah Herrn Tillmann bedenklich an, und erwartete, daß er darüber seine Meinung sagen sollte. Er that folgenden Ausspruch: lieben Kinder! Da der Herr Amtmann das Feuer gelöscht hatte, setzte er sich auf sein Pferd und trabte frisch nach Hause. Durch das Traben erwärmte er sich, und da er nach Hause kam, wechselte er gewiß die Wäsche und legte sich in sein Bett. Mit uns ist es aber etwas anderes. Wir setzen uns nicht auf die Pferde, sondern auf die Stühle, und auf den Stühlen können wir

uns nicht erwärmen. Ich dächte also, wir nähmen das Anerbieten der lieben Mutter an, und wechselten die Kleider.

Da gab denn Heinrich nach, und er, nebst Stephan, folgte Herrn Tillmann in das Zimmer nach, wo die liebe Mutter Wäsche und Kleidung für sie hingelegt hatte.

Als sie die Treppe hinauf gingen, rief Frau Hedwig nach: was soll ich denn mit dem Russen anfangen? für diesen habe ich nicht gesorgt: weil ich glaubte, er würde in Freyhausen bleiben.

Mit dem Russen? antwortete Herr Tillmann. Dieser ist schon gewöhnt in nassen Kleidern zu schlafen. Wenn Sie etwas thun wollen: so geben Sie ihm ein Stück Brot und einen guten Schnaps: so wird er sich wohl befinden.

Der Russe lächelte, als er das Wort Schnaps hörte, und sagte: ja Schnaps! Schnaps!

Frau Hedwig befahl der Magd, daß sie das Verlangte herbeybringen sollte, und diese

se kam dann mit einem Stück Brot und einem halben Nösel Branntwein zurück. Der Russe verzehrte beydes mit vielem Appetite, und verfügte sich dann in sein altes Quartier, wo er bald in einen tiefen Schlaf verfiel, von dem er den folgenden Tag gesund und frisch erwachte.

Statt des Schnapses hatte Frau Hedwig für die übrigen Reisenden eine gute Biersuppe bereiten lassen, die sie ebenfalls mit vielem Appetite zu sich nahmen.

Sobald Stephan seinen Teller geleert hatte, öffnete er den Mund und sagte: so eine Schweinerey, wie in der Stube des Kilian Sturmhut war, habe ich doch in meinem Leben nicht gesehen.

Herr Tillmann meinte aber, die Erzählung von dieser Unreinlichkeit schicke sich gar nicht zur Abendmahlzeit, er möchte sie bis zu einer andern Zeit versparen.

Er schwieg also bis die Mahlzeit genossen war. Dann konnte aber weder er noch Heinrich länger an sich halten, und fingen an die Unreinlichkeit des Sturmhutischen

Hauses, und den Ekel, den sie dabey empfunden hatten, um die Wette zu schildern.

Ich habe, sagte Herr Ehrenfried, dergleichen unreinliche Leute mehr gekannt. Man findet sie nicht bloß unter den niedrigen, sondern auch in den höhern Ständen. Daß manche Leute sagen: ihre Unreinlichkeit käme von der Armuth, das ist nicht wahr. Wasser kostet kein Geld, und mit Wasser kann man vielen Schmutz wegwaschen; daß man sich und seine Kleidung sauber hält, das kostet auch kein Geld. Ich habe daher gar manche arme Familie gekannt, die sich sehr reinlich hielt. —

Der gute Bote, sagte Stephan, den wir bey meinem Vater fanden, war auch recht reinlich.

Hingegen, fuhr Herr Ehrenfried fort, bin ich auch in gar manches Haus gekommen, wo reiche Leute wohnten, und wo doch alles so unreinlich war, daß ich keinen Bissen ohne Ekel genießen konnte.

Es kommt alles auf die erste Erziehung an, fuhr Frau Ehrenfried fort. Wenn die

Kin-

Kinder in der Jugend sich gewöhnen, sich ihre Kleider und Sachen zu beschmutzen, wenn sie sich nicht gewöhnen ihre Sachen zu schonen, und so weichlich sind, daß sie das frische Wasser scheuen: so sind sie unreinlich und bleiben unreinlich die Unreinlichkeit wird ihnen zur zweyten Natur.

So ein Kind habe ich ehedem gekannt, sagte Herr Tillmann. Wenn es des Morgens schneeweiße Wäsche, und ganz neue Kleider angelegt hatte: so war doch den Nachmittag schon alles verunreinigt. Und die Unreinlichkeit ist doch eine abscheuliche Gewohnheit. Eine Menge Krankheiten kommen bloß davon her.

Ja wohl! ja wohl! sagte Frau Hedwig, die ausgeschlagenen Köpfe, der Ausschlag an den Händen kommt mehrentheils von der Unreinlichkeit.

Und der unreinliche Mensch entehrt sich ja selbst, und setzt sich unter das Vieh herab. Denn die Thiere, wenn sie sich frey bewegen können, putzen und lecken

be-

beständig an sich und sind daher immer reinlich; aber ein unreinlicher Mensch — fi! wie widrig ist er! sein Anblick ist ekelhaft, sein Hauch, seine Ausdünstung geben einen so abscheulichen Geruch von sich, daß man ihn fliehen muß, und anrühren kann man unreinliche Menschen gar nicht ohne Gefahr, vom Ausschlage an Händen oder am Kopfe angesteckt zu werden.

Jetzt kam Rumex, legte seine Pfoten auf Juliens Schoos, und gab durch das Wedeln seines Schwanzes zu erkennen, daß er auch etwas von der Mahlzeit haben möchte. Julie, die den Rumex vorzüglich liebte, suchte sogleich die Ueberbleibsel der Mahlzeit zusammen, legte sie für den geliebten Hund auf einen Teller, und sagte: komm, mein lieber Rumex! du bist doch ein reinliches Thier, dich kann man doch ohne Ekel bey sich haben. Hierauf streichelte sie ihn, druckte seinen Kopf an ihre Backe, und gab ihm dann das Gericht, das sie für ihn bereitet hatte.

Die

Die kleinen Sturmhüte, sagte Stephan, hätte ich doch wirklich nicht so an mich drücken können, und wenn mir jemand, wer weiß wie viel, hätte geben wollen.

Ich auch nicht, sagte Heinrich. Ich wollte lieber bey Hunden und Katzen liegen, als bey einem Sturmhute.

Ich bin auch der Meinung, sagte Herr Tillmann, zündete den Wachsstock an, und gab seinen Zöglingen einen Wink, ihm in das Schlafzimmer zu folgen.

Acht und dreyßigster Abschnitt.

Wegen Mangel an Reinlichkeit hatte Herr Tillmann nicht Ursache, sich über seine Zöglinge zu beklagen. Den folgenden Tag waren sie aber noch weit eifriger, sich zu waschen, zu kämmen, und auf ihre Kleidung aufmerksam zu seyn, als sie sonst zu thun pfleg-

pflegten. Ich mag, sagte Heinrich, als er sich den Mund ausspülte, kein Sturmhut werden; ich wahrhaftig auch nicht, sagte Stephan; und Julie wird auch keine Sturmhutin, darauf könnt ihr euch verlassen! so rief Julie zum Fenster heraus.

Als sie um den Brunnen sich mit Waschen beschäftigten, trat auch der Russe herzu, um an der Wäsche Theil zu nehmen. Denn so schlecht er auch gekleidet war: so mußte man ihm doch das Zeugniß geben, daß er sich sehr reinlich hielt.

Wollen mir, sagte er, nicht geben zu schaffen die junge Herrn? Kann nicht faullenzen.

Wenn mein Vater nach Hause kömmt, antwortete Stephan: so sollst du genug zu schaffen bekommen, Graben, Hacken, Dreschen —

Der Russe lächelte, und sagte: will heute schaffen.

Die Knaben lächelten auch, ließen ihn stehen, und liefen wieder in Herrn Tillmanns Zimmer. Kaum waren sie aber da: so

so pochte auch der Russe an, und hatte ein Körbchen in der Hand, das er im Hause hatte stehen sehen. Will sie mir, sagte er, nicht lasse schaffe dieß Ding?

Ein Körbchen? fragte Herr Tillmann, kannst du Körbchen flechten?

Kann Körbchen flechten, gut Körbchen flechten, war seine Antwort.

Da klopfte ihn Herr Tillmann auf die Achseln und sagte: sollst Körbchen flechten.

Lange schon hatte er eine Handarbeit gewünscht, mit welcher Heinrich und Stephan sich in den Winterabenden beschäftigen könnten, und, da er glaubte, daß ihm der Russe hierzu eine gute Gelegenheit geben würde, so lief er geschwind zu Herrn Ehrenfried und fragte ihn, ob er ihm wohl erlauben wolle, bey dem Russen Unterricht im Korbmachen zu nehmen, damit er hernach seinen Zöglingen dazu Anweisung geben könnte.

Herr Ehrenfried druckte ihm die Hand, und sagte: ich erlaube es Ihnen nicht nur,

son-

sondern danke Ihnen auch dafür. Ach Handarbeit! Handarbeit! die sollten billig alle Knaben treiben. Sie werden dadurch gegen den Müssiggang verwahrt, sie bekommen Geschicklichkeit in die Hände, und wissen sich hernach in jeder Verlegenheit zu helfen. Da ich jung war, hatte man freylich diese Meinung nicht, da glaubte man, Handarbeit gehöre nur für die Kinder armer Leute. Deßwegen wurde ich zu gar keiner Handarbeit angeführt. Jetzt fühle ich es, wie nachtheilig es mir ist. Bey dem geringsten Vorfalle, wo eine geschickte Hand nöthig ist, weiß ich mir nicht zu helfen, sondern muß den Bedienten rufen. Habe ich keinen Bedienten bey mir, so stehe ich da, und weiß nicht, was ich thun soll. Noch vorige Woche ging es mir so. Da ritt ich nach Empeshausen; auf dem Rückwege zerriß meinem Pferde der Bauchriemen, ich mußte, weil der Sattel herunterfiel, absteigen: Johann! rief ich, aber Johann war zu Hause und konnte mich nicht hören.

Da stand ich mit meinem Pferde, wir sahen beyde den Sattel an, aber eines konnte so wenig helfen, als das andere. Ich mußte also den Sattel wieder auf das Pferd legen, und, so wahr ich ehrlich bin, neben dem Pferde hergehen, bis ich zu einem Schafknechte kam, der mich sogleich aus meiner Verlegenheit riß. Nun bin ich zu alt, um Handarbeit zu erlernen.

Ich aber nicht, antwortete Herr Tillmann, darum danke ich Ihnen, daß Sie mich die Gelegenheit, von dem Russen Anleitung zur Handarbeit zu erhalten, wollen benutzen lassen. Sobald ich hierin einige Geschicklichkeit erhalten habe, will ich sie auch ihren Kindern mittheilen; das verspreche ich Ihnen. Sobald also die Lehrstunden geendigt waren, ging er mit dem neuen Korbmacher aus, und bemühete sich, ihm die, zum Korbflechten nöthigen, Werkzeuge und Materialien zu verschaffen, und war darin so glücklich, daß schon am dritten Tage dieß Geschäfte angefangen werden konnte, worüber

über Herr Tillmann, nebst seinen Zöglingen, sich innig freute.

Neun und dreyßigster Abschnitt.

Beynahe wäre ihnen aber diese Freude wieder geraubt worden. Denn da der Russische Korbmacher etwa eine Stunde gearbeitet hatte: so wurde Herr Tillmann auf des Herrn Ehrenfried Zimmer gerufen.

Das war gut! sagte er, daß Sie bey ihrem letzten Besuche den Amtmann nicht antrafen. Dieser schreibt mir: der Bote, der in seiner Abwesenheit angekommen wäre, hätte ihm von der Regierung den Befehl gebracht, alle Russische Ausreisser, die sich in seinem Amte einfänden, sogleich in Verhaft zu nehmen, und in die Hauptstadt zu liefern. Wäre er also zu Hause gewesen: so hätte er nothwendig den Russen, der zu ihm seine Zuflucht genommen hatte, als Ge-

Gefangnen behandeln müssen. Ja er räth mir, meinen Gast sogleich fortzuschaffen: weil wahrscheinlich auch von unserer Regierung ein solcher Befehl würde gegeben werden.

Herr Tillmann stand wie versteinert da. Auf diese Art, sagte er, wäre ja mein ganzer Plan gescheitert. Wenn ich auch dieß verschmerzen wollte: so dauert mich der arme Mensch, der wahrscheinlich seinen Landsleuten in die Hände fallen, und erschossen werden, oder wenigstens eine harte Leibesstrafe bekommen wird. Ich will über die Sache nachdenken, und Ihnen bey Tische Antwort sagen.

Nun ging er wieder in die Korbmacherwerkstatt, sah noch eine halbe Stunde dem Korbflechten zu, dann verfügte er sich mit seinen Zöglingen auf sein Zimmer.

Diese setzten sich an den Tisch, um die Arbeiten, die er ihnen aufgegeben hatte, zu verfertigen. Er aber ging in der Stube hastig auf und ab, rieb sich die Stirn und stand dann wieder stille, den rechten Zeigefinger auf die Nase legend. Endlich wurde

er

er heiter, sagte für sich leise: es geht! und setzte sich zu den Kindern.

Diese waren neugierig zu erfahren, warum sich ihr Lehrer so sonderbar betrage, und Stephan fragte wirklich: was fehlt Ihnen denn, Herr Tillmann?

Weißt du noch, fragte dieser, was du sagtest, da du, bey deinem letzten Besuche, deinen Vater nicht zu Hause fandest? (Er schlug die Augen nieder) Du sagtest: es wäre etwas Dummes — nun will ich dir sagen daß es gar nichts Dummes, daß es etwas sehr Gutes war. Der Bote, mit dem wir damahls sprachen, hatte einen Befehl von der Regierung an deinen Vater, daß er alle Russische Ausreisser, die er in seinem Amte anträfe, in Verhaft nehmen solle. Wäre er also zugegen gewesen, so hätte er diesen Befehl vollziehen müssen, und, wer weiß, welch trauriges Schicksal diesen armen Menschen, der in der Angst seine Zuflucht zu uns nahm, dann betroffen hätte. Ists möglich? fragte Stephan erschrocken. Es ist nicht nur möglich, antwortete Herr Till-

mann; sondern es ist wirklich wahr. Ich habe den Brief selbst gelesen, in welchem dein Vater dieß Herrn Ehrenfried meldet. Merkt es, lieben Kinder! Unangenehme Zufälle sind freylich nicht angenehm, und wenn sie kommen, so entsteht allemahl einiger Unwille. Daß du deinen guten Vater nicht zu Hause fandest, konnte dir also freylich nicht so lieb seyn, als wenn du ihn hättest umarmen können. Aber man muß doch seinen Unwillen mäßigen: denn — durch Unwillen machen wir die Sachen doch nicht anders, und — in der Folge sehen wir oft ein, daß die unangenehmsten Vorfälle uns sehr gut waren. Denkt daran, wenn euch künftig etwas Widriges begegnet. Aber — sagte Heinrich —

Alle Aber will ich verbitten, antwortete Herr Tillmann, jetzt arbeitet. Ich weiß, daß ihr sagen wollt: wird der Russe bey uns sicher seyn? Indem ich hier in der Stube auf und abging, überlegte ich: wie ich den armen Menschen retten wollte — nun habe ich durch Nachdenken ein Mittel

zu seiner Rettung gefunden. Wir werden unsern Gast behalten, und niemand wird ihm ein Haar krümmen.

Herrlich! sagte Heinrich, und nun fuhren sie in ihren Arbeiten fort.

Vierzigster Abschnitt.

Bey Tische sprach Herr Tillmann etwas leise mit dem Vater und erregte dadurch die Neugier der kleinen Familie. Sie that verschiedene Fragen, um den Inhalt des Gesprächs zu erfahren; Herr Ehrenfried antwortete aber, er könne ihre Neugierde dießmahl nicht befriedigen. Es wäre überhaupt gut, wenn Kinder ihre Neugierde mäßigen lernten, weil die Alten bisweilen dieses und jenes den Kindern verschweigen müßten, damit sie es nicht ausplauderten. Ich plaudere es gewiß nicht aus, sagte Julie. Stephan und Heinrich

versicherten eben dieses. Gut! sagte Herr Ehrenfried, wenn ihr so verschwiegen seyd: so will ich euch das Geheimniß offenbaren. Er nahm darauf ein Kind nach dem andern, ging mit ihm in die Kammer und befriedigte seine Neugier. Lächelnd trat ein jedes wieder heraus und legte die Hand auf den Mund, zum Zeichen, daß es zu schweigen wisse.

Den folgenden Tag war der Russe verschwunden, und die ganze folgende Woche war er nicht mehr zu sehen. Das Gesinde forschte einigemahl an Stephan und Heinrich, ob sie nicht wüßten, wo der Russe geblieben sey? Sie erhielten aber allemahl zur Antwort, wenn sie es wissen wollten: so müßten sie sich deßwegen an den Vater wenden.

Den vierten Tag nach der Entfernung des Russen begegnete Stephan der Magd. Der Russe, sagte sie, wird sich doch recht hübsch ausnehmen, wenn er in der neuen Uniform wieder kommt.

In was für Uniform? fragte Stephan.

In

In der Uniform unserer Stadtsoldaten. Ha! ha! ha! Mein lieber Stephan, thun Sie nur nicht so geheimnißvoll. Ich weiß alles. Jetzt lernt der Russe bey den Stadtsoldaten das Exercieren; weil ihn Herr Tillmann hat anwerben lassen; dann kommt er alle Woche drey Tage zu uns, und lehrt Herrn Tillmann das Korbmachen — ha! ha! ha!

Stephan lief erschrocken zu Herrn Ehrenfried, und sagte: die Magd weiß das ganze Geheimniß mit dem Russen.

Die Magd weiß es? fragte Herr Ehrenfried, so muß es doch eins von euch ausgeplaudert haben.

Ich gewiß nicht, sagte Stephan.

Wir wollen sehen, antwortete Herr Ehrenfried. Die Magd wurde darauf herbeygerufen, und ernstlich befragt, woher sie es wisse, daß der Russe sich bey dem Stadtregimente habe anwerben lassen, und daß er Herrn Tillmann ferner Unterricht im Korbflechten geben werde? Sie schlug die Augen nieder, und sagte: sie könne sich nicht erin-

nern,

nern, von wem sie es erfahren habe. Da aber Herr Ehrenfried in sie drang: so gestand sie — Jungfer Julchen habe es ihr anvertraut.

Arme Julie! hättest du doch geschwiegen! Nun mußtest du von Heinrich und Stephan wegen deiner Plauderey manche Neckereyen dulden, und wenn Vater und Mutter etwas heimlich sprachen, mußtest du dich entfernen! Erst nach drey Monathen, da sie glaubten, daß du dir deine Schwatzhaftigkeit abgewöhnt hättest, wurde es dir erlaubt, bey den geheimen Unterhaltungen der Aeltern zugegen zu seyn!

Acht Tage, nachdem der Russe sich entfernt hatte, trat er wieder in das Ehrenfriedsche Haus in der Uniform des Stadtregiments.

Weil nähmlich Herr Tillmann merkte, daß der Russe im Ehrenfriedschen Hause nicht sicher sey: so hatte er ihn beredet, sich unter die Stadtsoldaten anwerben zu lassen. Dieß hatte er gethan und zugleich versprochen, an den Tagen, wo er

keine Wache hätte, den Unterricht im Korbflechten fortzusetzen.

Herr Tillmann war sein fleißiger Schüler, und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß er ein recht niedliches Körbchen verfertigen konnte, welches Julchen zum Geschenk erhielt.

Nun legten auch Heinrich und Stephan Hand an das Werk. Anfänglich wollte es ihnen damit nicht recht gelingen; da sie aber Geduld und Beständigkeit bewiesen: so ging es doch alle Tage besser.

Ein und vierzigster Abschnitt.

Oft wurden sie, während der Arbeit, von Julchen beschlichen, die ihnen zusah und ihre Geschicklichkeit lobte und bewunderte. Einmahl brachte sie sogar drey Gesellschafterinnen mit, die bey ihr zum Besuche waren. Minchen, Friederikchen

und Philippinchen hießen sie. Auch diese bewunderten die kleinen Korbmacher, und versicherten, daß sie es nicht für möglich gehalten hätten, daß Kinder solche Arbeiten machen könnten, wenn sie nicht selbst Augenzeugen davon gewesen wären.

Nun ihr Herren Korbmacher! sagte Julchen, weil ihr so fleißig gewesen seyd; so ist es billig, daß ihr ein wenig ausruht. Ich lade euch also ein, daß ihr mit auf der Mutter Zimmer kommt und an unserer Gesellschaft Theil nehmt.

Dürfen wir? fragten sie Herrn Tillmann.

Ihr dürft, antwortete dieser, und ich werde bald selbst nachkommen, und an eurem Vergnügen Theil nehmen.

Da sie auf der Mutter Zimmer kamen, fanden sie einen Tisch, der mit Früchten und Backwerk besetzt war. Sie genossen es gemeinschaftlich.

Stephan führte sich aber dabey nicht ganz gut auf. Dieß konnte man schon aus der Runzel sehen, die sich auf Hedwigs

Stir-

Stirne zeigte, so oft sie ihn ansah. Er schien es aber gar nicht zu bemerken. Immer sah er nach Philippinen, lachte, flüsterte dann Heinrichen etwas in die Ohren, der dann auch mit lachte, aber ihm zu verstehen gab, daß er schweigen sollte. Er kehrte sich aber nicht daran, und reizte dadurch Heinrichen, daß er, wider seinen Willen, mit lachen mußte.

Die gute Philippine wurde dadurch so beschämt, daß sie aufstand, und ans Fenster trat. Julie wollte sogar bemerkt haben, daß sie mit dem Schnupftuche die Augen wischte.

Was fehlt dir? fragte Julie.

Statt zu antworten, nahm sie Julien bey der Hand, und ging mit ihr zur Stube hinaus. Hier ließ sie ihren Thränen freyen Lauf. Da sie Julie nochmahls bath, sie möchte ihr doch sagen warum sie weine? so antwortete sie: hast du denn gar nichts gemerkt? hast du denn nicht gesehen, wie Stephan lachte? wie er dem Heinrich in die

Oh=

Ohren flüsterte? Merkst du denn nicht, daß er sich über mich lustig macht? Ich weiß, daß ich nicht schön bin, ich weiß daß ich schiele, daß ich schief gewachsen bin, daß ich krumme Schenkel habe. Was kann ich denn aber dazu, daß ich in der Kindheit bin verwahrloset worden? Es ist Unglück genug für mich, daß ich nicht besser gebaut bin, soll ich mich denn deßwegen auch noch verspotten lassen?

Gute Philippine! sagte Julie mitleidig und küßte sie! Weine nicht! komm mit zur Gesellschaft, ich will es meiner Mutter sagen.

Sage ihr nichts — antwortete diese, ich will mich schon zu fassen suchen.

Da sie wieder in die Stube traten, fanden sie die Mutter und Heinrichen nicht mehr. Erst nach vier Minuten kamen sie aus der Kammer getreten, und Frau Hedwig hielt ein Briefchen in der Hand, welches Stephan zu Herrn Tillmann tragen mußte. Er wurde blutroth als er es nahm, und schien den Inhalt davon zu merken.

Herr

Herr Tillmann las es durch, sahe dann Stephanen bedenklich an und fragte: also hast du die gute Philippine verspottet, und hast ihr einen Spottnahmen gegeben?

Stephan schlug die Augen nieder und besah die Nägel an seinen Fingern.

T. Warum hast du sie denn eigentlich verspottet?

St. Sie sieht doch gar zu häßlich aus.

T. Deßwegen? Ein armer Mann, der in zerlumpten Kleidern vor dich tritt, und um ein Almosen bittet, sieht auch nicht schön aus. Könnte ich dich wohl für gut halten, wenn du ihn, wegen seiner zerrißnen Kleider verspotten wolltest?

St. Nein.

T. Und der Mann mit zerrißnen Kleidern hat doch noch Hoffnung, daß seine Umstände sich ändern, und er bessere Kleider kaufen kann; aber die gute Philippine wird ihren gebrechlichen Körper mit ins Grab nehmen. Jener Arme ist vielleicht selbst Ursache an seinem Elende; aber Philippine, die arme Philippive! die ist als ein

kleines Kind, ich weiß nicht wodurch, gebrechlich geworden. Sie ist ganz unschuldig an ihrer Häßlichkeit. Wie muß es sie kränken, wenn sie sieht wie schlecht ihr Körper gebaut ist! und wenn sie sich deßwegen noch muß verspotten lassen! Die Mutter schreibt mir, sie habe über die Kränkung, die du ihr zugefügt hattest, Thränen vergossen.

St. Lieber! guter! Herr Tillmann! sagen Sie ja nichts mehr! ich will es nimmermehr wieder thun.

T. Wenn du nur Wort hältst? Wer Arme ihrer Armuth wegen verspottet, der handelt schlecht; aber der gewiß noch schlechter, der sich über die Gebrechlichkeit seiner Mitmenschen lustig macht.

St. Ich halte gewiß Wort, Herr Tillmann!

T. Ich glaube es dir. Du warst sonst immer so gut — Aber jetzt darfst du nicht wieder zur Gesellschaft gehen, damit die gute Philippine, wenn sie dich sieht, nicht wieder an die Kränkung erinnert werde, die du ihr zugefügt hast.

Stephan trocknete sich die Augen, und setzte sich nieder, um etwas zu schreiben. Kaum hatte er aber ein Paar Zeilen geschrieben: so lief er wieder zu Herrn Tillmann, und sagte: es reuet mich gar zu sehr, daß ich die gute Philippine so sehr gekränkt habe; wenn ich doch nimmermehr so unüberlegt gehandelt hätte! O lassen Sie mich wieder zur Gesellschaft gehen, daß ich meinen Fehler wieder gut machen kann.

Gut! sagte Herr Tillmann, ich will mit dir gehen, und sehen, wie du deine Sachen machen wirst.

Als er wieder zur Gesellschaft kam, sah er Philippinen immer wehmüthig an. Sie ließ ihr Messer fallen — sogleich hob er es auf, gab es ihr, druckte ihr die Hand, und sah sie mit nassen Augen an. Jetzt nahm er eine Birn, schälte sie, legte sie auf einen Teller, und überreichte sie ihr. Philippine nahm sie an und dankte ihm freundlich.

Dieß war ihm aber noch nicht genug. Er sah bald da, bald dorthin, um etwas

zu finden, wodurch er dem gekränkten Mädchen seine Reue bezeigen könnte. Sie trat ans Fenster, und sogleich flog Stephan zu ihr, druckte ihr die Hand und sagte: bist doch nicht böse auf mich, liebe Philippine?

Philippine sah ihm in die Augen, merkte, daß sie naß waren, druckte ihm die Hand und sagte: nein, lieber Stephan! ich bin nicht böse auf dich.

Da freuete sich Stephan, und sagte: wollen wir nicht ein Spiel anfangen?

Zwey und vierzigster Abschnitt.

Julie, die Stephans Reue bemerkt hatte, antwortete sogleich — ja ein Spiel! ein Spiel! Auch die übrigen Kinder stimmten bey.

Aber was für eins? fragte Philippine.

Da=

Dafür wollen wir unsern lieben Herrn Tillmann sorgen lassen, antwortete Heinrich.

Herr Tillmann schlug das Pantomimenspiel vor, und erklärte, wie es gespielt werden müsse. Eines von euch, lieben Kinder, sagte er, geht hinaus. Wenn es abgetreten ist: so bestimmen wir, was es thun soll. Dann tritt es herein, und geht hin und her, macht allerley Bewegungen, und ich sitze am Claviere, und fange an leise zu spielen, so bald es etwas thut, das der Handlung, die man ihm bestimmt hat, ähnlich ist; thut es aber etwas, das von der bestimmten Handlung abweicht; so höre ich auf zu spielen; trifft es die bestimmte Handlung: so spiele ich: Freut euch des Lebens.

Das ist mein Leibspiel! sagte Stephan, Heinrich und Julie stimmten ihm bey, und auch die Gäste versicherten, daß ihnen dieß Spiel gefiele.

O lassen Sie mich zuerst hinaus gehen, lieber Herr Tillmann! sagte Friederike.

Wa-

Warum denn du zuerst? fragte Minchen; ich dächte wir looseten, wer zuerst hinausgehen sollte, sagte Julie.

Heinrich aber meynte, wenn Friederike so große Lust hätte, zuerst hinaus zu gehen: so könnte man ihr ja dieß Vergnügen gönnen.

Die übrigen stimmten bey, und Friederike trat ab.

Nun wurde überlegt, was Friederike thun sollte. Eines schlug dieß, das andere jenes vor. Während der Berathschlagung sah Stephan nach der Thür, und bemerkte daß sie geöffnet war und Friederike das Ohr an die Oeffnung hielt, um der Berathschlagung zuzuhören.

Ah! sagte er, dieß gehört nicht mit zum Spiele, ging zur Thüre, und hielt sie fest zu.

Um Weitläuftigkeiten zu vermeiden, sagte Herr Tillmann, schlage ich vor, daß eines von den Kindern um das andere bestimme, was das Abwesende thun soll. Philippinchen! machen Sie den Anfang, und be-

bestimmen ganz leise, was Friederikchen, bey ihrem Eintritte in das Zimmer vornehmen soll.

Sie soll, sagte Philippine, der lieben Frau Ehrenfried einen Kuß geben.

Sogleich öffnete Stephan die Thür, und rief: herein!

Friederike kam herein, trat vor den Spiegel, spielte mit ihren Locken, machte eine Verbeugung, schneuzte sich, ging zu Stephan, Minchen, Julien: das Clavier schwieg immer. Jetzt näherte sie sich der Frau Ehrenfried, und das Clavier ließ sich leise hören; sie both ihr eine Birn, und die Töne des Claviers wurden schwächer. Da wendete sie sich zu Philippinen, und das Clavier verstummte.

Das ist ja ein einfältiges Spiel! sagte sie, das mag ich nicht mitspielen, kehrte der Gesellschaft den Rücken zu, und trat an das Fenster.

Es ist so einfältig nicht, als Sie glauben, antwortete Herr Tillmann. Schlagen Sie ein anderes Spiel vor! Sie wer-

den finden, daß es Ihnen eben nicht mehr Vergnügen machen wird, als dieß, das wir eben angefangen haben.

Da wendete sie sich um und sagte: o spielen Sie Lotto! dieß ist ein herrliches Spiel! Gut, antwortete Herr Tillmann, Sie sollen Ihren Willen haben. Julchen gehe hin, und hohle dein Lottospiel!

Julchen gehorchte, aber man merkte an ihrem Gesichte, daß sie es nicht recht gern that. Auch alle Gesichter der Kleinen wurden unfreundlicher als vorher.

Jetzt kam Julie mit ihrem Lottospiele zurück.

Was soll die Marke gelten? fragte Friederike.

Einen Heller, antwortete Herr Tillmann.

Um einen Heller, sagte Friederike, spielen ja die Bettelleute. Wenigstens drey Pfennige muß die Marke kosten.

Herr Tillmann stellte sich aber, als wenn er es nicht bemerkte, ließ anfangen

zu

zu spielen, und — Friederike bekam das große Loos.

Das ist ein herrliches Spiel! sagte sie. Es wurde noch ein Mahl gespielt, und Friederike bekam nichts. Noch ein Mahl wurde gespielt, und Friederike bekam wieder nichts.

Da wurde sie unwillig, und sagte — ich spiele nicht mehr. Wissen Sie kein anderes Spiel vorzuschlagen, Herr Tillmann?

Ich weiß noch vielerley Spiele, antwortete er, aber eins, in dem alles nach Ihrem Willen gehen soll, kenne ich nicht. Er winkte hierauf den Knaben, und sie folgten ihm.

Auch die Mädchen waren verstimmt. Minchen und Philippinchen sagten, es wäre nun Zeit nach Hause zu gehen, und Friederikchen ging mit ihnen, und beklagte sich auf dem Wege, daß man im Ehrenfriedschen Hause schlechte Unterhaltung fände.

Ein Weilchen hörte Philippine zu, da Friederike aber gar nicht aufhörte, über die Ehrenfriedsche Familie Beschwerde zu führen: so wurde Philippine unwillig, faßte Friederikens Hand, und sagte: Du thust sehr unrecht, wenn du dich über diese guten Leute beklagst. Haben sie nicht alles gethan, um uns Vergnügen zu machen? nahmen sie uns nicht freundlich auf? Hast du an den Erfrischungen etwas auszusetzen, die sie uns gaben? sorgten sie nicht durch Spiele für unsere Unterhaltung? Aber dein Eigensinn, deine Unverträglichkeit, haben dir und uns alles Vergnügen geraubt. Du wolltest, daß alles nach deinem Kopfe gehen sollte; was hast du für ein Recht dieß zu verlangen? Friederike! antworte! Bist du mehr als wir? Wenn du willst daß alles nach deinem Willen gehen soll: so mußt du auf deiner Stube bleiben. Da kannst du mit deinem Nährahmen, deinem Strickbeutel, deinen Büchern machen was du willst. Gehst du aber in Gesellschaft: so

mußt du dich nach andern richten, und bey dem Spiele dir die Ordnung gefallen lassen, die dabey gewöhnlich ist. Thust du das nicht: so beleidigst du andere, machst dich verhaßt, und bist eine Friedens- und Freudenstörerin. Deines Eigensinns, deiner Unverträglichkeit wegen kam heute kein Spiel zu Stande, und wenn wir nicht alle so nachgebend gewesen wären: so würde der größte Zank entstanden seyn.

Friederike wurde blaß vor Zorn, öffnete den Mund und sagte: was willst du, krumbeinigte — aber Phillippine wendete sich um, faßte Minchen bey der Hand, ging mit ihr in eine Seitenstraße, und ließ das unverträgliche Mädchen stehen.

Drey und vierzigster Abschnitt.

Auch auf Herrn Tillmanns Stube wurde viel über Friederikens Eigensinn und Unverträglichkeit gesprochen. Er selbst sagte wei-

weiter nichts dazu, als daß er seine Zöglinge ermahnte, sie möchten an dem Exempel dieses unglücklichen Mädchens lernen, wie häßlich der Eigensinn und die Unverträglichkeit sey, und — das arme Mädchen bedauern: denn wenn es diesen Fehler nicht ablegte, so würde es nie vergnügt werden, und immer das gesellschaftliche Vergnügen stören.

Laßt uns lieber, fuhr er fort, ins Freye gehen, und Pflanzen zur morgenden Lehrstunde eintragen, damit wir uns wieder aufheitern.

Die Kinder nahmen diese Einladung mit Vergnügen an, und bathen ihn, er möchte doch einmahl mit ihnen nach dem Rehberge gehen, wo sie immer die mehresten Pflanzen fänden. Der Vorschlag wurde genehmigt, und wirklich waren sie dießmahl im Kräuterfinden vorzüglich glücklich. Kaum hatten sie eine Viertelstunde gesucht, so waren ihre Kräutersäcke beynahe gefüllt.

Jetzt erblickte Heinrich eine sehr seltene Pflanze auf einer Felsenklippe. Die

Be-

Begierde sie zu haben reitzte ihn, die Klippe zu ersteigen, er erstieg sie wirklich, und — bekam die Pflanze. Wer war froher als er! Geschwind wollte er nun zu Herrn Tillmann laufen und ihm seinen Fund zeigen. Aber ach! er war nicht vorsichtig genug. Im Laufen blieb er mit dem rechten Fuße an einer Wurzel hängen, fiel, und so unglücklich, daß er die heftigsten Schmerzen empfand und einen lauten Schrey that.

Sein Lehrer lief herbey, und, da er ihn liegen sah, redete er ihm zu, und sagte: so stehe doch auf, Heinrich! Wer wird sich denn so kindisch betragen? durch Weinen machst du die Sache doch nicht anders. Ach, wimmerte Heinrich, ich kann — Herr Tillmann, ich kann nicht aufstehen.

Da ging denn Herr Tillmann zu ihm, griff ihm unter die Arme, hob ihn in die Höhe, und ermahnte ihn aufzutreten. Er versuchte es, stürzte aber in seines Lehrers Arme, und sagte: ich — ich kann nicht.

Dieser legte ihn sanft auf die Erde, und untersuchte das Bein, wo er so großen Schmerz empfand. Da er es untersucht hatte wurde er blaß, wendete sein Gesicht weg, faltete seine Hände. Dann faßte er sich, und wendete sich zu Heinrichen. Heinrich! sagte er, jetzt zeige mir, daß du ein gut erzogener Knabe bist! Dein Bein ist zerbrochen. Wirst du nun geduldig seyn, deine Schmerzen standhaft aushalten, nicht weinen, noch murren: so wirst du nach etlichen Wochen so gesund und gerade seyn wie ich, und mit uns wieder laufen und springen können. Bist du aber ungeduldig, und machst durch dein Murren deinen Wärter verdrüßlich, so bekommst du ein krummes Bein, und bleibst auf deine ganze Lebenszeit ein Krüppel.

Ach! sagte er, lieber, guter Herr Tillmann, ich will recht geduldig seyn; Helfen Sie mir nur.

Ich will dir helfen — erhielt er zur Antwort. Dann legte Herr Tillmann die Hand an die Stirn, lehnte sich an eine

Buche, und — dachte nach. Nach einigen Minuten faßte er Stephans Hand, der mit nassen Augen bey seinem Freunde stand, und sagte: Stephan, ich kann deinen unglücklichen Freund unmöglich verlassen. Du mußt für ihn gehen und Hülfe schaffen. Merk auf! jetzt läufst du nach der Stadt, in die Hirschstraße zu dem Wundarzte Bemmel. Weißt du wo er wohnt?

St. Ich weiß es.

T. Auf dem Wege sagst du niemanden, der dir begegnet, etwas von dem was vorgefallen ist, damit das Gerücht davon nicht in das Ehrenfriedsche Haus komme. Verstehst du mich?

St. Ich verstehe alles.

T. Aber zum Wundarzte sagst du: Heinrich hätte das Bein zerbrochen, und ich ließ ihn bitten, er möchte so geschwind als möglich kommen, und alles mitbringen, was nöthig wäre, um ihn nach Hause zu schaffen.

St. Ich will gewiß alles gut ausrichten. Ehe er aber ging, fiel er noch Heinri-

richen um den Hals, benetzte ihn mit Thränen, und sagte, sey geduldig, lieber Heinrich: damit dein Fuß bald wieder geheilt werde. Nun schoß er, schnell wie ein Reh, fort.

Herr Tillmann streichelte dem Heinrich die Backen und ermahnte ihn nochmahls zur Geduld. Aber er selbst litt unaussprechlich. Unter einer Stunde, dachte er, kann der Wundarzt nicht hier seyn. Wie lang wird mir, und dem armen Heinrich diese Stunde werden! und wenn nun der Wundarzt nicht zu Hause ist: da kann die Nacht einbrechen, ehe der Unglückliche verbunden wird. Da er so bekümmert saß, schlug er die Augen auf, und sahe Stephan zurück kommen. Unwillig sprang er auf und fragte was willst du denn?

Dieser war aber ganz ausser Athem und sagte: da — da — ist Herr — Bemmel. Wirklich war er da. Er war auch auf dem Berge gewesen, und hatte Kräuter gesucht, und glücklicher Weise hatte Stephan ihn gefunden.

Herr

Herr Tillmann faltete die Hände und sagte: da trifft es recht ein; wenn die Noth am größten ist, da ist die Hülfe am nächsten. Dann ging er Herrn Bemmel entgegen, druckte ihm die Hand und sagte: helfen Sie lieber Mann!

Herr Bemmel untersuchte das Bein, und da er fand, daß es wirklich zerbrochen sey, sagte er: ich will gleich helfen. Hier unten am Fuße des Bergs hat Herr Franzfeld einen Garten dahin will ich laufen, ehe die Taglöhner Feyerabend machen, und daselbst hohlen, was wir nöthig haben. Herr Franzfeld ist ein guter Mann, und wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich in der Noth, ohne seine Erlaubniß, mich seiner Leute und Sachen bediene.

Nach einer Viertelstunde war er schon wieder da, und brachte vier starke Männer mit, die zwey Stangen und ein Bett trugen. Auf das Bett wurde Heinrich ganz sanft gelegt, dann steckten die Männer die Stangen unter das Bett, auf jede Seite traten zwey, jeder faßte das eine

En-

Ende einer Stange an, und so hoben sie das Bett auf, u. trugen darauf Heinrichen fort.

Als sie sich dem Stadtthore näherten, sagte Herr Tillmann: jetzt will ich voraus laufen, und die lieben Aeltern vorbereiten, damit sie nicht zu sehr erschrecken, wenn sie diesen traurigen Aufzug so unvermuthet sehen.

Unterdessen ging der Zug langsam fort, und wurde als er bey dem Ehrenfriedschen Hause ankam, von Herrn Ehrenfried empfangen, der ihn in der Thür erwartete. Getrost! mein Heinrich! sagte er. Siehe wir thun alle, was wir können, um dir zu helfen. Unsere Hülfe würde aber umsonst seyn, wenn du kindisch klagen, und nicht geduldig seyn wolltest.

Ich will gewiß geduldig seyn, gab er wimmernd zur Antwort. Nun wurde er auf das Lager gelegt, welches für ihn war bereitet worden, und, kaum war dieß geschehen: so war auch Stephan da, der vorausgelaufen war, und aus dem Bemmelschen Hause das nöthige Bindzeug gehohlt hatte.

Jetzt

Jetzt, lieber Kleiner! sagte Herr Bemmel, fassen Sie ein Herz, und betragen sich geduldig. Ich muß nun ihr Bein einrichten halten Sie nun stille: so ist in etlichen Minuten der größte Schmerz überwunden, und Sie bekommen bald wieder ein gerades Bein. Halten Sie aber nicht stille: so wird ihr Bein krumm, und es kann Ihnen hernach kein Mensch helfen.

Jetzt ging die Einrichtung vor sich. Zwey Männer zogen so lange an dem Beine, bis die zerbrochenen Stücke genau an einander paßten. Dieß verursachte die heftigsten Schmerzen, Heinrich biß die Zähne zusammen, ein Paar Thränen liefen über seine Backen, aber er gab keinen Laut von sich. Nun wurde die Verbindung vorgenommen, und da sie geendigt war, versicherte Heinrich, daß er nun fast gar keinen Schmerz mehr empfände.

Sie haben sich gut gehalten, lieber Kleiner! sagte Herr Bemmel. Ich habe mehr als hundert Arm- und Beinbrüche

schon

schon geheilt, aber ich kann mich nicht erinnern, daß ein Patient so ruhig gewesen wäre, wie der liebe Heinrich. Manche schrieen, daß man es über drey Häuser weg hören konnte, andere stampften mit dem gesunden Fuße, schlugen um sich, und stießen die Leute weg, die ihnen helfen wollten. Wozu diente es aber? zu gar nichts. Die Einrichtung mußte doch vor sich gehen. Schaden that es aber vielen. Wegen ihres unbändigen Betragens verlor ich meine Fassung, und konnte auf die Einrichtung die nöthige Aufmerksamkeit nicht wenden. Wenn ich nun den Verband das erste Mahl aufmachte: so war das Bein oder der Arm oft krumm, und ich mußte die Einrichtung noch einmahl vornehmen. Verschiedene, die sich dieß nicht gefallen lassen wollten, behielten ihre krummen Glieder, und wurden dadurch außer Stand gesetzt, ihren Nebenmenschen so zu nützen, wie sie sonst hätten thun können.

Aber, lieber Kleiner! mit der Geduld, die Sie jetzt ein Viertelstündchen bewiesen

ha-

haben, ist es noch nicht ausgerichtet. Sie müssen, wenn Sie Ihr gesundes, gerades Bein wieder haben wollen, sechs Wochen stille liegen, damit der Bruch wieder verwachsen kann. Wollen Sie dieß thun?

Gewiß! war seine Antwort.

Vier und vierzigster Abschnitt.

Er hat auch Wort gehalten. Die erste Nacht bekam er freylich ein sehr heftiges Fieber, daß er sich seiner nicht mehr bewußt war, und sich deßwegen einige Mahl im Schlafe umherwerfen wollte, welches jedoch durch Herrn Tillmann, der bey ihm wachte, verhütet wurde. Aber in der Folge war er desto gelassener. Die ganze Familie bemühete sich deßwegen, seinen Zustand erträglicher zu machen.

Herr Tillmann hielt die Lehrstunden in seinem Zimmer, und ließ ihn an dem Unterricht

terrichte Theil nehmen. Waren diese geendigt: so spielte man bald mit ihm auf dem Damenbrete, bald wurde ihm etwas vorgelesen, bald erzählte ihm der Vater etwas. Bey allem dem äußerte er doch einige Mahl den Wunsch: wenn ich doch nur etwas vorzunehmen wüßte! Man machte einen Versuch, ihn mit Korbmacherarbeit zu beschäftigen; es wollte aber nicht recht gehen, weil dadurch sein Bein in seiner ruhigen Lage würde gestört worden seyn. Da kam die Mutter auf den Einfall, ihn das Stricken mit der Filetnadel zu lehren, und es gelang ihr. Er verfertigte einige seidene Beutel: den ersten bekam die Mutter, den zweyten der Vater, den dritten der liebe Herr Bemmel. Auch an dem vierten, den er für seinen guten Lehrer bestimmt hatte, fing er an zu stricken. Ehe er ihn aber noch zur Hälfte geendigt hatte, war sein Bein geheilt.

Anfänglich mußte er freylich an der Krücke gehen, nach und nach ging es aber immer besser, und am Ende des Septem-

bers konnte er an dem Arme der lieben Mutter den ersten Gang in den Garten thun.

Dieß war ein festlicher Tag für die ganze Familie. Sie begleiteten ihn in den Garten, wo die Mutter eine kleine Mahlzeit veranstaltet hatte.

O! sagte er, wie froh bin ich daß ich dieß überstanden habe! o wie schön ist es hier im Garten! wohl hundert Mahl war ich hier, aber nie gefiel es mir so wohl als jetzt.

Das glaube ich dir wohl, sagte Herr Ehrenfried, das Gute, das man täglich hat, schätzt man am Ende gering; wenn man es aber eine Zeit lang entbehren muß: so wird es uns recht werth. Deine Leiden haben also für dich, mein lieber Heinrich, gewiß ihren großen Nutzen gehabt. Alle Freuden, die du bisher entbehren mußtest, wirst du höher schätzen als sonst. Dieß ist aber noch nicht alles. Du hast lernen leiden, und deinen Unwillen bey dem Leiden mäßigen. Wie gut wird dieß für dich seyn, wenn du künftig leiden wirst. Und leiden wirst

du noch viel. Der Sommer ist nie ohne Gewitter, und das menschliche Leben nie ohne Leiden.

Nachdem die Gesellschaft einige Stunden vergnügt verlebt hatte, verfügte sie sich nach Hause.

Auf dem Wege begegnete ihr Herr Bemmel, der sehr eilfertig war.

Wohin so eilig, Herr Bemmel? fragte Herr Ehrenfried.

Zu dem armen Taglöhner Friedling. Sein kleiner Sohn hat auch das Bein zerbrochen, und ich soll es ihm verbinden.

Alle bedauerten den Kleinen, aber niemand mehr, als Heinrich. Der arme Knabe! sagte er. Willst du mir nicht erlauben, lieber Vater! daß ich zu ihm gehen darf. Ich könnte ihm doch zureden, daß er geduldig wäre.

Gehe hin, sagte der Vater, ich will dich begleiten.

Als sie vor dem Hause des Unglücklichen ankamen, hörten sie schon ein jämmerliches Schreyen, und, bey dem Eintritte in die

Stube, sahen sie, daß der Knabe sich ganz unbändig betrug. So oft Herr Bemmel an den Bruch fühlte, schrie er von neuem und zog das Bein zurück. Alles Zureden des Herrn Bemmel war umsonst.

Da trat Heinrich zu ihm, faßte seine Hand und sagte: weißt du schon, Melchior, daß ich auch das Bein zerbrochen habe?

Der Knabe sah ihn starr an.

Aber, fuhr Heinrich fort, der gute Herr Bemmel hat es mir so gut geheilt, daß ich heute wieder in den Garten gehen konnte. Ich heulte aber auch nicht, da er es mir einrichtete, hielt stille und biß die Zähne zusammen. Es dauerte ein Paar Minuten; so war der Schmerz vorbey. Nun sieh einmahl, was für ein gesundes gerades Bein ich habe.

M. Ich wollte ja gern stille halten, wenn es doch nur nicht so schrecklich wehe thäte.

H. Wenn du aber stille hältst: so hört das Wehethun bald auf.

M. Nun da will ich stille halten.

H. Du darfst aber auch nicht schreyen, sondern mußt die Zähne recht zusammen beissen. Melchior befolgte Heinrichs guten Rath, und die Einrichtung ging glücklich von statten.

Bey dem Abschiede druckte Herr Ehrenfried dem bekümmerten Vater noch etwas in die Hand, und sorgte von nun an immer dafür, daß der arme Melchior die nöthige Pflege hatte.

Heinrich besuchte ihn mehrere Mahle, ermahnte ihn zur Geduld und hatte nach einigen Wochen die Freude zu sehen, daß auch Melchior wieder ausgehen konnte.

Er meldete es seinem Vater mit Vergnügen. Der Vater druckte ihn an seine Brust und sagte: sein gerades Bein hat Melchior zum Theil dir zu danken, lieber Sohn. Würdest du ihm aber wohl solchen Muth haben einsprechen können, und so herzliches Mitleiden mit ihm gehabt haben,

wenn

wenn dir nicht zuvor eben so ein Unglück begegnet wäre?

Er fiel ihm um den Hals, weinte und sagte: gewiß nicht, lieber Vater!

Ende.

Verzeichniß der Verlagsbücher der Buchhandlung der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal.

Beutler, J. H. Ch., Sittenlehren und Klugheitsregeln in Versen, für Schullehrer zum Vorschreiben und für Kinder zum Lernen. 8. 4te Auflage. 1802. 8 Pf. oder 3 Kr.
(Wer 1 Thlr. baar einsendet, erhält 50 Ex.)

Der Bote aus Thüringen mit Zeitungsnachrichten die Jahrgänge 1788 — 1801 compl. jeder Jahrgang 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Derselbe ohne Zeitungsnachrichten der Jahrg. 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.

Derselbe 1802 compl. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Derselbe o. Z. 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.
(Mit diesem Jahrgange ist die in den Jahrg. 1795, 1796, 1800 und 1801 enthaltene Geschichte der Deutschen geschlossen.)

Derselbe 1803 von C. G. Salzmann mit Zeitungsnachrichten 1 rthl. oder 1 Fl. 45 Kr.

Derselbe o. Z. 20 Gr. oder 1 Fl. 27 Kr.

Denkschrift auf Maria Wollstonecraft Godwin, die Vertheidigerinn der Rechte des Weibes; von William Godwin. Aus dem Engl. übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. Nebst dem Bildnisse der Verstorbenen. 8. 1799. 12 Gr. oder 52 Kr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts. gr. 8. 1802:
auf Schweizer Papier 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 20 Kr.
auf Druckpapier 2 Thlr. oder 3 Fl. 30 Kr.

Elements of morality, translated from the German of C. G. Salzmann by M. Wollstonecraft 1796. 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.

Erzählungen für Kinder von Maria Wollstonecraft. Aus dem Englischen. Mit einem Titelkupfer und einer Vignette. 8. 1795. 12 Gr. oder 52 Kr.

Gesangbuch für die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1801. 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.

GutsMuths Gymnastik für die Jugend. Enthaltend eine practische Anweisung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigen Verbesserung der körperlichen Erziehung 8. 1793. auf Schweizer Papier mit 11 Kupfern. 3 Thlr. oder 5 Fl. 15 Kr.

GutsMuths Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes; für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unschuldiger Jugendfreuden. Gesammelt, practisch bearbeitet und beurtheilet. Mit einem Titelkupfer und 16 kleinen Rissen. 8. 1802. 3te Auflage. 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 Fl. 54 Kr.

Die Hesperiden, ein Magazin für jugendliche Unterhaltung 1s bis 7s Stück. Jedes 12 Gr. oder 52 Kr.

Leopold, J. L. G., Handbuch der gesammten Landwirthschaft. Zuerst das Buch vom Ackerbau. 8. 1795. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Desselben Buches 2r Theil. Das Buch von der Viehzucht 1 Thlr. oder 1 Fl. 45 Kr.

Der Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten, vorzüglich Erziehern gewidmet von B. H. Blasche, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal; mit Kupfern. 2te mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrte Ausgabe. 1r und 2r Theil. 18 Gr. oder 1 Fl 18 Kr.

Desselben Buchs 3r Theil. 6 Gr. oder 26 Kr.

Zusätze und Anmerkungen desselben zur Ergänzung des 1sten und 2ten Theils der 1sten Auflage. 2 Gr. oder 9 Kr.

Rettung der Rechte des Weibes mit Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände von M. Wollstonecraft. Aus dem Englischen übersetzt mit einigen Anmerkungen und Vorrede von C. G. Salzmann. Nebst dem Bildnisse der Verf. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 20 Kr.

Der zweite Band besonders mit dem Bildniß der Verfasserin 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.

Das Bildniß der Wollstonecraft besonders 4 Gr. oder 18 Kr.

Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal 2r. B. von J. W. Ausfeld, mit Titelkupfer und Vignette 1803. Schreibp. 1 Rthl. oder 1 Fl. 45 Kr.

Druckpap. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Salz=

Salzmann's, C. G., christliche Hauspostille 1r — 5r Bd. à 8 Gr. 1 Thlr. 16 Gr. oder 2 Fl. 54 Kr.

— — Conrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch für's Volk. 8. 1796. 12 Gr. oder 52 Kr.

— — Himmel auf Erden. Auf Schreibp. mit einem Titelkupfer. 8. 1 Thlr. oder 1 Fl. 44 Kr.

Dasselbe auf Druckpapier 16 Gr. oder 1 Fl. 10 Kr.

— — Conrad Kiefers A B C und Lesebüchlein, oder Anweisung auf die natürlichste Art das Lesen zu erlernen. 1r und 2r Bd. à 6 Gr. 12 Gr. oder 52 Kr.

— — pädagogisches Bedenken über eine Schrift des Herrn Hofrath Faust. 1 Gr. 6 Pf. oder 7 Kr.

— — Revolutionsgespräche zwischen dem Boten, Wirth und einem Weber. 8. 1794. 4 Gr. oder 18 Kr.

— — Taschenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe. 1802. 1 Thlr. 4 Gr. oder 2 Fl.

— — Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal. 1r Bd. Mit einem Kupfer. 8. 1799 12 Gr. oder 52 Kr.

— — Konrad Kiefers Bilderbüchlein. 1803. 1 Rthl. 12 Gr. oder 1 Fl. 3 Kr.

— — erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren. 1803. 8. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Von

Von demselben die Französische Uebersetzung. 18 Gr. oder 1 Fl. 18 Kr.

Scudery, Maria Franzesko, Vorschläge zur Ausrottung der Kinderblattern und anderer ansteckender Seuchen. Aus dem Lateinischen übersetzt von Chr. Ludw. Lenz. Nebst einer Vorrede von C. G. Salzmann. 8. 1794. 3 Gr. oder 13 Kr.

Unterhaltungen eines Landschullehrers mit seinen Kindern über merkwürdige Wörter und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben. Ein Buch für Eltern, Kinder und Schullehrer unter den Bürgern u. Landleuten. 1r — 2r Heft, jeder 6 Gr. oder 26 Kr.

Dasselbe 3r Heft. 5 Gr. oder 22 Kr.

Dasselbe 4r Heft. 6 Gr. oder 26 Kr.

Wadström, C. B. über die Gründung der Kolonien zu Sierra Leona und Boulama. Aus dem Franz. übersetzt. 1799. 8. 6 Gr. oder 26 Kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von acht bis zehn Jahren

Schnepfenthal 1803

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.510
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301615-6